Heut' und gestern.

Geschichten und Skizzen

von

Ferdinand Groß.

Wien.
Verlag von Carl Konegen.
1883.

Inhalt.

Meine Nachbarin		1
Glückliches Ende		11
Mein Storch		20
Die Unzufriedenen		27
Dandy		32
Ein Bergsteiger		42
Fräulein Doctor		57
Ein Vergessener		70
Er will sich umbringen		81
Dichterbriefe		93
Im Reiche der Musen		105
Zu Bette		116
Gespräche mit einer Frau	I.	126
" " " "	II.	138
Clichés		151
Reclame		162
Dichtung und Wahrheit		176
Ereignisse in einer Bücherkiste		187
Aus dem „lateinischen Lande“		197
Es regnet		206
Ein vergessenes Grab		220
Vom Wiener Dialect		231
Winter und Sommer in Wien		243

Meine Nachbarin.

Ich habe wenige Menschen genauer gekannt, als meine Nachbarin. Und doch weiß ich nicht einmal, wie sie geheißen, und habe nie mit ihr ein Wort gesprochen.

Es ist eine seltsame Geschichte. Aber indem ich sie erzählen will, gewahre ich ein wenig erstaunt, daß es da eigentlich nichts zu erzählen gibt. Und ich hatte mir eingebildet, zwischen mir und meiner Nachbarin habe sich ein ganzer Roman abgespielt!

In einem großen Hause, in einer großen, menschenreichen Stadt wohne ich. Das Haus ist selber eine kleine Stadt, so viele Leute haben drinnen ihr Obdach. Ich residire in einer Stube, die auf einen weiten, viereckigen Hof geht. An einem regnerischen Sommer-Sonntage zählte ich einmal die Fenster, welche die Aussicht auf diesen Hofraum gewähren. Es gibt ihrer achtundsiebzig. Zwei davon sind vom Schicksale mir zugetheilt worden. Seit vierzig Jahren gucke ich durch

Es sind vierzig Jahre her,
bezogen. Sie sieht altmodisch a
habe mich an sie gewöhnt, ich ma
alten, unschönen Pudel, der Ei
worden. Die wurmstichigen Möb
würde ich vermissen, wenn ich si
mich inmitten einer neuen Einrich
haglich fühlen. Doch das gehört
Von ihr wollte ich berichten, vo

Sie wohnte mir gegenüber, w
etwa so alt, wie ich, und hat es a
in ihrer Stube, wie ich in der n
mich noch, als ob es gestern gesch
meinem Staatsamte, neunzehn Jahr
ich mich. Früh morgens mußte i
Mittags kehrte ich auf eine Stun

an einem meiner Fenster zu sitzen, einen Classiker in der Hand oder, nachdenkend über das Gelesene, in die Luft starrend, träumend .... Da fiel mir eines Tages vis-à-vis ein reizendes Blondköpfchen auf. Dieses Köpfchen saß auf einer schlanken, mittelgroßen Gestalt, die manchmal hastig durch's Zimmer lief, recht hastig, um keine Zeit zu verlieren. Denn meine Nachbarin war immer fleißig. Unablässig gab irgend eine Handarbeit ihr zu thun, und die Händchen, welche dabei in's Spiel kamen, sie waren gar lieblicher Natur. Anmuth übergoß die ganze junge Person. Das Gesicht zeigte sich als eines der wenigen, die immer einen Zug von Kindlichkeit bewahren, die man sich nicht anders denken kann, als jung, die gar nicht dazu gemacht sind, den Stempel der Jahre zu empfangen. Ruhte sie von der Arbeit aus, so las sie eine Stunde lang, und wenn sie sich zum Ausgehen rüstete, gewahrte ich immer, daß sie einfach aber nett gekleidet war. Sie hatte etwas von einer Pfirsich, die eben gepflückt worden. Ich finde kein anderes Bild, um anzudeuten, wie sie mir erschien .... Nach etlichen Wochen war die Nachbarin mir unentbehrlich geworden. Ich suchte sie mit den Augen, sie mich auch ein wenig. Und wir hatten gemeinsame Interessen: unsere Blumen und je einen Kanarienvogel. In der schönen Zeit setzten wir die Blumen auf das Sims, pflegten sie, begossen sie,

duftete der Vogel. Meine Nachbarin u
trachteten gegenseitig mit Interesse u
und unsere Intimität wuchs noch, als
dem ihrigen ein Lied lernte. Kamen di
da Blumen und Vogel in der Stube l
und schmetterte mein Vogel die Weise i
der kleinen Kehle heraus, so konnte ich
wieder Frühling, die Fenster stehen off
ströme herein, und die Nachbarin s
mit ihren blauen, freundlichen Augen
Winter vergingen einsam, denn da mußt
geschlossen bleiben; des Morgens freilic
zu gleicher Zeit unsere Zimmer; es w
abredung, und doch verfehlten wir einan
erhaschte ich denn rasch ein paar Blicke
war nicht viel, aber ich tröstete mich mi
auf die bessere Jahreszeit ...

sprechen können, aber ich zog es vor, ihr mit stummem Gruße die Freude über das Wiedersehen auszudrücken. Nun verlebten wir wieder fröhliche Monate, beide immer allein, beide, als lebten wir weit, weit entfernt vom brandenden Treiben der Großstadt. Niemand besuchte die Nachbarin. Sie schien, nicht Vater, nicht Mutter, keine Verwandten zu haben. Die kärglichen Mahlzeiten stellte eine Dienstmagd vor sie hin, und ohne Gesellschaft aß die Nachbarin, Niemanden um sich als den zwitschernden Vogel. An Sonntagen nach Tische ging sie ohne Begleitung aus. Im Sommer — die Rosen standen eben in vollster Blüthe — kam mir einmal die Idee, mich ihr persönlich bekanntzumachen, sie zu fragen, ob ich sie nicht an Sonntagen begleiten dürfte; dann fiel mir aber das Unschickliche dieses Planes ein, und ich hütete mich wohl, die Nachbarin zu beleidigen, denn verderben wollte ich es nicht mit ihr. Im August bekam sie zum erstenmale einen Besuch, einen hübschen, jungen Mann, auf dem Kopfe eine Studentenmütze. „Wahrscheinlich ein Bruder," dachte ich, und fühlte mich dabei beruhigt. Unsere Zimmer lagen so nahe zueinander, daß man von einem aus bequem gewahren konnte, was im anderen vorging, und wurde in dem einen laut gesprochen, so konnte man in dem anderen Alles mit anhören. Aber die jungen Leute da drüben sprachen gar leise. Das

er sprach und sie lauschte ihm und arbeitete so emsig wie sonst. Manchmal las er ihr aus er's Gedichten vor oder aus „Faust," und ich igentlich als Dritter zugegen. Hie und da sang Burschenlied. Sie behielt Text und Melodie gar und genau, und wenn er fortgegangen war, sang n eine und die andere Weise nach, besonders oft:

„Die Rosen blühen im Thale,
Soldaten ziehen in's Feld,
Ade nun, mein Liebchen, so feine,
ja, ja, so feine,
Vom Herzen gefallest du mir,
ja mir.
Vom Herzen gefallest du mir."

viel spazieren gegangen wie in jenen Wochen. Es duldete mich nicht zu Hause. Nach und nach wurde ich ruhiger, nahm wieder den gewohnten Platz ein und . . . wie soll ich's schildern, was ich empfand, als ich einmal — ich weiß nicht, was meine Augen so scharfsichtig machte — an ihrer Hand einen einfachen Goldreif sah, den sie früher nie getragen. Der junge Mann, der sie die Studentenlieder lehrte, trug einen gleichen. Ich überwand aber alle egoistische Regung, lernte, mich an dem Glücke des jungen Paares freuen, und bald hatte ich vergessen, daß der Goldreif mir einmal einen so erschreckenden Eindruck gemacht. Und es ward Herbst, und es ward Winter, bis wieder der Frühling kam und ich mein Fenster wieder öffnen konnte. Aber jenes der Nachbarin blieb geschlossen, Vorhänge verwehrten den Einblick. Ich meinte, sie sei fort aus dem Hause. Da, im Juni, gingen die Vorhänge auseinander. Das Fenster öffnete sich, meine Nachbarin wurde sichtbar. Blaß und mager, matte Augen, und — an der Hand nicht mehr der goldene Reif. Wohin war er gerathen? Ich weiß es nicht und hab' es niemals erfahren. Aber auch der lustige, junge Mensch blieb aus, er kam nicht wieder. War er gestorben? Oder lebte er und hatte meine Nachbarin vergessen? . . Die Arme trug die Spuren einer überstandenen Krankheit. Stumm, wie sonst, grüßten wir

einige Jahre verflossen, und nachdem
vögel todt waren, kauften wir neue —
wie der andere!

Meine Nachbarin hatte alle die Z
bis ein neuer Besucher sich einstellte:
etwa vierzig Jahren, glatt rasirt, lock
Haltung. In dem Zimmer gegenüb
überhaupt merkwürdige Dinge vor. Ein
aufgestellt; täglich um die Mittagszei
Bekannte und gab ihr Unterricht. Si
und Clavierspiel. Den größten Theil des
sie freilich, wie sonst; that, wie sonst,
Hände täglich in zierliche Cartons, e
kam bald mit den leeren Cartons wie
dann ihren künstlerischen Studien hi
war eifrig bei der Sache, that aber

nicht das Recht hatte, ihr Zimmer zu betreten? Das überlegte ich und blieb fein still in meiner Stube.

Eines Mittags lehnte ich am Fenster; da sah ich die Nachbarin vom Stuhle aufspringen, ihre Wangen waren tief geröthet, wie vor Entrüstung, sie wies mit der hocherhobenen Rechten gegen die Thüre, der Lehrer lächelte, setzte seinen glänzenden Cylinderhut auf, zuckte mit den Achseln und ging dann, laut pfeifend, fort. Am nächsten Tage wurde das Pianino abgeholt; die Nachbarin gab alle Musikstudien auf, und es wurde wieder einsam bei ihr, und nur wenn der Vogel gar zu laut sang, wischte sie sich eine Thräne aus dem Auge.

Einsam wurde es bei ihr und so blieb es auch fortan; bei mir war es nie anders gewesen. Jahr um Jahr lebten wir dahin, meine Nachbarin und ich, ein Tag verging, wie der andere, wir grüßten einander, wir suchten einander schon am frühen Morgen. Aber das war auch Alles. An meinem fünfzigsten Geburtstage überkam's mich, als müsse ich hinüber zu ihr, als müsse ich ihr sagen, wie vereinsamt ich sei, ohne irgend einen Menschen in der weiten Welt, und wie ich das Alter herannahen fühle, und ob . . . ich dachte den Gedanken nicht zu Ende. Mit aller Gewalt hielt ich mich zurück. Manchmal seither zog mir die Betrachtung durch den Kopf: Wie oft werden zwei Menschen für's Leben aneinandergekettet, die so ganz

kleidet. So blieb sie fortan. Sie traue
In Dämmerstunden zog sie ein M
Busen, öffnete es, betrachtete den I
Auch hatte sie mit der Trauerkleid
Reif wieder angelegt, den sie dam
Jahren der Studentenlieder, damals,
von den Rosen im Thale sang, d
den Worten:

„Da haben wir's wieder geseh
Was falsche Liebe thut."

Jüngst sah ich nach der Nachba
war verschlossen. Eine Woche lang ze
Da — ich saß am Fenster und blies
meiner Cigarre empor — gingen
auf, und in der Stube gegenüber

Glückliches Ende.

Ein Märchen.

Wer von der Welt wirklich etwas versteht, der weiß, daß es seit jeher Feen gibt, gute und böse, und daß die guten in der Lage sind, ihren Schützlingen das Leben zu versüßen. Allerdings erfreuen nur besonders glückliche, vom Schicksal bevorzugte Menschen sich der unschätzbaren Gunst der guten Feen. Wem diese nicht von der Wiege an zur Seite stehen, der erfährt niemals ihre Gutthaten. Nun brauche ich aber vernünftigen Leuten nicht erst zu sagen, dass in Märchen nur von solchen Personen berichtet wird, die von ihrem Lebensbeginne an den Schutz freundlicher Feen genossen haben; mit anderen beschäftigt sich ein richtiges Märchen nicht, aber was es dann von jenen erzählt, das ist die pure, lautere Wahrheit. Ich kann es beschwören . . . Diesmal sei getreue Mittheilung gemacht vom Schicksale des Königs Heinrich von Blüthenheim, von seinem Leben

sich durch fröhlichen Sinn, lustige B
Allem aber durch angebornes Talent
aus. Dort wird gesungen, tirilirt, wäh
Ländern die Bewohner noch im Bette
Schlafen beschäftigt sind . . . König
das schöne Land von seinem Vater.
etliche Jahre vorher verheiratet. Vo
wurde allüberall mit Bewunderung
viel Blumen wie da hatte man seit M
nicht beisammengesehen. Nun aber wa
jungen Frau allein in der Welt, die
sich recht einsam und es ward ihnen sch
wenn sie in Sommernächten im Gar
die Nachtigall schlug und der Mond
keine Worte fanden, um zu sagen, wa
Sie hatten keine Verwandten mehr, un

dachten. Ihre Traurigkeit wurde immer größer, sie hatten an nichts mehr Freude. Eines Abends, die Königin hatte eben das Nachtessen gekocht und aufgetragen, schlug der König sich vor die Stirne und rief: „Ich war bisher wie verzaubert, daß ich das Wichtigste vergessen konnte. Morgen werden wir einen Erbprinzen haben.“ — Die Königin war erstaunt, denn sie wußte nichts davon. „Erkläre Dich deutlicher,“ bat sie. „Sogleich. Mein Vater selig hat in seiner Jugend der Feenkönigin Golkonda einen großen Dienst erwiesen. Sie befand sich in Krieg mit einer anderen Feenkönigin, und da sie in's Feld ziehen mußte, gab sie meinem Vater all' ihre Schätze in Aufbewahrung. Als der Krieg zu Ende war, erhielt sie dieselben pünktlich zurück. Zum Danke dafür wollte sie den Vater heiraten, ihn, da er das ablehnte, zum Hof-Banquier machen, und endlich — nachdem er all' ihre Anerbietungen zurückgewiesen — übergab sie ihm einen Zauberring für ihn und seine Nachkommen. Der Ring, am Zeigefinger der rechten Hand getragen, bringt jedem laut ausgesprochenem Wunsche sofort Erfüllung.“ „Warum hast Du ihn bisher nicht benützt?“ frug Königin Vergißmeinnicht. „Ich dachte nicht daran. Nun wollen wir ihn aber suchen.“ Sie gingen die Treppe empor, öffneten das Zimmer des verstorbenen Königs und bald fanden sie im Schreibtische den Ring.

nigin: „Was soll ich wünschen?“
Kleid für mich. Ich trage ohnehin
das nicht mehr in der Mode ist.“ I
den Wunsch aus, und schon saß der
liches Gewand am Leibe. Die Köni
Spiegel, fand die Toilette tadellos
nige um den Hals. Sie liebte ih
Nachdem die erste Probe so glücklich
wünschte der König sich einen Kro
hatte er das gesagt, so stand zu F
eine Wiege, darin lag ein schönes K
Wangen, es lächelte wie ein Engel.
Kind in die Wohnung, richteten eine
sie noch hatten, als Kinderzimmer
sich des jungen Glückes. Am näch
Frühstück sagte Königin Vergißme
Manne: „Sei so freundlich, verscha

richtung bekommen. Das Alles vollzog sich, indessen der König seinen Kaffee trank.

Von nun an machte der König unausgesetzten Gebrauch von dem unschätzbaren Erbstücke, das der Vater ihm hinterlassen. Wie das so geht: Im Essen kommt der Appetit. Während er einen Wunsch aussprach, fiel ihm ein zweiter und ein dritter ein; sie Alle aussprechen und auch schon erfüllt sehen, war die Sache von Secunden. Das amüsirte den König etliche Jahre, dann aber fing er an, sich zu langweilen. Er wußte nicht mehr, was er wünschen sollte, und da ihm Alles in den Schoß flog, gewöhnte er sich jede Arbeit ab und ging nicht einmal mehr spazieren, denn wenn es ihm einfiel, mußten die Feen ihm einen Wald in sein Zimmer prakticiren, und er lag dabei auf dem Sofa, das er überhaupt kaum mehr verließ. Nichts störte ihn aus seiner Ruhe auf. Als ein Nachbar ihn mit Krieg überzog, schickte Heinrich Soldaten in's Feld, besiegte den Feind, aber mit Hilfe des Zauberringes, ohne einen Mann zu verlieren. Fürchten und Hoffen, Wagen und Ringen wurden ihm immer fremder. Er blickte nicht mehr fragend in die Zukunft, denn er wußte nur zu gut, dass sein bloßes Wollen genüge, um Alles zu erreichen. Inzwischen wuchs der Erbprinz heran, und die Feen streuten alle Gaben auf ihn aus. Auch seine

und gar, sich über irgei
lich wurde das Leben ihn
gar nichts mehr. Der
um seine Regierung, die
schaft. Es gab im Lan
in des Königs Wäschesch
Ueber solche Zustände v
Da vermählte sich der (
dem jungen Paare zu, di
an dem Familien-Ereigniss
prinzessin schön und liebens
gemein die froheste Stimm
dem jungen Paare die kos
Er brauchte sie nicht zu
er erhob sich ihretwillen
Der Zauberring schaff

; und Erbprinzessin ihre Flitterwochen. Königin
ißmeinnicht hatte, wie alle Mütter, ungemeine
ısucht danach, Großmutter zu werden. „Erweise
einen Gefallen,“ sagte sie deshalb eines Tages
hrem Gatten, „sorge dafür, daß wir noch diese
he einen Enkel haben, natürlich einen Prinzen,
it die Dynastie gesichert ist.“ — „Mit Vergnügen,“
vortete der König, gähnte etlichemale, denn er
sehr ennuyirt, sah nach dem Zauberringe und
ıhrte — daß er ihn verloren hatte. Diese Ent-
ıng rüttelte ihn ein wenig aus seiner jahrelangen
argie auf. Er begann, zu suchen, die Königin half
sie suchte im Schlafzimmer, in der guten Stube,
er Küche, überall — und überall umsonst. Die
ıerschaft — das Königspaar war sehr reich und
außer dem „Mädchen für Alles“ einen Lauf-
chen — wurde angehalten, an der Jagd nach dem
ge theilzunehmen.

Es war verlorene Mühe. Der König wollte an-
lich an sein Unglück nicht glauben, aber endlich
er ein, daß jede Selbsttäuschung unnütz sei. Nun
es für ihn, ein neues Leben beginnen. Er ge-
ıte sich daran, wieder zu arbeiten, alle Geschäfte
s hohen Amtes zu betreiben. Da er über keine
berkräfte mehr verfügte, erkannte er es als seine
ht, wie ehedem zu ringen und zu streben. Da er

hatte er halbe Tage ...
dickleibig und schwerfällig gewo
er in frühester Morgenstund
Räthe, gab Audienzen und v
Thätigkeit beinahe des Verlus
Auch mit der Königin ging e
Sie wußte, daß es mit der
betreute deshalb wieder ihr Ha
Könige seine Lieblingsspeisen,
gewordene Wäsche aus und kan
verschwundenen Zauberringe
beiden Abends zu Bette ging
irgend einen Wunsch aus un
Hoffnung ein, er werde sich erfi
so trösteten König oder Königi

damit, daß er sagte: Einen männlichen Enkel zu bekommen, das ist mein letzter Wunsch. Hoffentlich erlebe ich das noch.“ Dann faltete er die Hände und betete zu Gott um diesen Enkel . . . Einmal wurde er krank. Er war alt, vom langen Regieren müde, die Aerzte, die ihn untersuchten, schüttelten sehr bedenklich die Köpfe. Im Regierungsblatte hieß es aber immer, Seine Majestät sei von einer leichten Unpäßlichkeit befallen. Mitten in aller Krankheit, mitten in allen Schmerzen sprach König Heinrich von seinem Lieblingswunsche; eines Abends fühlte er sich besonders leicht und frei — er war brustkrank — und äußerte milde lächelnd zur Königin Vergißmeinnicht: „Ich habe eine Ahnung, daß mein Wunsch sich nun bestimmt erfüllen wird. Mir träumte von einem reizenden Jungen, den der Erbprinz bekommen. Du wirst sehen, solches Glück steht uns unmittelbar bevor.“ Darauf that er einen tiefen Athemzug und — hatte seine Seele ausgehaucht. Auf den Zügen des todten Königs Heinrich von Blüthenheim lag etwas, wie eine Ahnung kommender Freude. In froher Erwartung war er gestorben . . .

An seinem Grabe standen zwei Feen.

„Was gabst du ihm, Golkonda?“ fragte die Eine.

„Den Zauberring. Aber ich nahm ihm denselben weg und gab ihm dafür das höchste Glück des Sterblichen wieder: die Kunst, bis an's Ende zu wünschen und zu hoffen.“

Mein S

Ein Mär

Ich brauche keinen Kalend
es Frühling geworden. E
alten, hohen Hause in de
alljährlich genau. Da oben au
Herr und Frau Storch seit Ja
und zur rechten Zeit kommen si
Winterreise in die Schäfergasse
ist es anzuschauen, wenn sie a
stehen, mit dem langen Schna
und wenn ringsum aus den
Rauchwölkchen sich emporschläng
das Feuer des häuslichen Herd
Und das

sind vornehme Leute. Sie haben ein elegantes Nest auf einem Wagenrade in Kairo, und sobald die Villeggiatur in Deutschland ihnen unangenehm wird, übersiedeln sie. Sie sind gemeinhin zu stolz, um mit Menschen menschlich zu reden; wenn sie einen von diesen erblicken, so klappern sie oder zischen, als ob sie heiser wären, aber sprechen hat noch selten jemand sie gehört. Für mein Theil war ich allerdings glücklicher. In Kairo, weit draußen im koptischen Viertel, ging ich in mondheller Nacht durch eine der engen Straßen, in denen noch ein Stück echten Orients lebt und webt. Da hörte ich rufen: „Halt! Halt!“ Ich wußte nicht, woher der Zuruf kam, bis ich zwei Störche bemerkte, die jeder auf einem Bein standen, nachdenklich, tiefsinnig wie gefiederte Philosophen. Nun meinte ich, ich hätte falsch gehört. Offenbar hatten die Störche „Klap! Klap!“ gemacht. Aber nein, der Ruf wiederholte sich. Nicht „Klap! Klap!“ sondern klar und deutlich: „Halt! Halt!“ Da blieb ich stehen, denn ich bin gegen Thiere immer höflich. „Was wollt Ihr?“ frug ich. Die beiden fingen nun an, gemeinsam zu reden, so daß ich kein Sterbenswörtchen verstand. Darauf wies der Storch die Störchin zurecht. Aber er klapperte den Verweis, damit ich ihn nicht verstünde. Das war rücksichtsvoll gegen seine Frau. Diese fügte sich schmollend, schwieg und ließ ihren Mann reden.

ist spassig," sagte der Storch zu mir, „daß
inander in Aegypten begegnen. Du mußt nämlich
n, daß ich es bin, der Dich seinerzeit Deinen
n gebracht hat. Damals lebte ich noch in Wien.
bin später aus politischen Gründen ausgewandert
zwar nach Frankfurt am Main. Da lebe ich,
ge ich überhaupt in Europa verweile." Und nun
derten wir lange. Die Störchin, die endlich auch
Worte kam, erzählte mir von ihren vornehmen
wandten, von einer Tante, die im Winter bei einem
ob in Singapore und im Sommer bei einem Geh.
missionsrathe in Pommern wohne; von einer Base,

Begegnung erlebt, nahm die Störchin das Wort — der Storch ließ sie gewähren, er war offenbar gefügig geworden — und berichtete, sie hätten diesmal besonders angenehme Reise gehabt. „Auf dem Hinwege,“ sprach sie, „waren wir fünftausend, auf dem Rückwege nicht viel weniger, darunter die nobelsten Störche, auch mein Schwager, ein höchst vornehmer Storch, denn er kann mit seinen zwölf Schwanzfedern fast ein Pfauenrad schlagen. Im Ganzen brauchten wir drei Tage nach Kairo. Ihr Menschen reiset langsamer, nicht wahr?“ So gab es Rede und Gegenrede, und schließlich stellte ich die Frage, ob es denn die Störche nicht langweile, alljährlich denselben Weg zu machen, ohne Abwechslung, ohne etwas Neues. Die beiden klapperten zueinander etwas mit einem Seitenblicke auf mich — mir war, als verstünde ich sie — dann sagte die Störchin: „Du sprichst eben nicht klüger wie ein Mensch. Ich kann Dir's nicht übelnehmen. Aber denke doch ein wenig nach. Kannst Du Dir etwas Interessanteres vorstellen, als das Leben des Storches, des ewigen Kinderbringers? Niemand sieht so viel Freudenthränen, niemand so viel Jubel wie wir. Niemand empfindet mehr als wir den Genuß, anderen Glück zu bereiten. Diese Freude endet nur mit unserem Leben. Uebrigens weißt Du vielleicht gar nicht, daß gewisse Störche immer und immer unterwegs sind, zwischen Welttheil und

il. Im Winter auch werden Kinder geboren
opa, im Sommer in Afrika, zu Zeiten also,
und dort keine Störche sichtbar sind. Nur
htbar. Verstehst Du mich? Unaufhörlich fliegen
örche über die Welt hin, halten kleine winzige
en unter den Flügeln und geben sie an ihre
ab, aber Eueren Blicken sind wir monatelang
wir ziehen unsere Bahn in einer Höhe, wohin
uge nicht dringt; rasch wie der Blitz schießen
das Haus nieder, wohin das neue Menschlein
ist, und rasch fliegen wir wieder davon.“
achte mich nachdenklich. „Da Ihr also immer-
mit den Menschen und ihrem Glücke zu thun

jubelnd empor in seinen Armen und dankte Allah, dem Einzigen, dessen Prophet Mohamed ist und kein anderer. Ich brachte ein Knäblein dem Könige, der eine glänzende Krone geerbt hat von seinem Vater und sie weiter vererben will auf seinen Sohn, ich brachte es in das prachtstrotzende Schloß, es wurde in eine vergoldete, mit Seide und Sammt geschmückte Wiege gelegt, die Hofleute nannten es „Hoheit," der König aber kniete an der Wiege nieder und dankte dem Gotte, der ihm der einzige. Durch die ganze Schöpfung geht ein Gemeinsames: die Freude am neuen Geschlechte. Der Fellah und der König, sie haben sich nicht mehr und nicht weniger gefreut als Deine eigene Mutter, da ich Dich ihr brachte, Du Mann im Dachfenster! Und Fellah und König und Deine Mutter freuten sich der Kleinen, die ihnen geschenkt wurden, nicht mehr als wir, meine Frau und ich, uns freuten, als ein kleiner Storch zum erstenmale unser Nest belebte."

„Aber Euch bringt doch nicht der Storch die Kinder?" fragte ich neugierig.

„Das geht Dich gar nichts an," erwiderte der Storch zurückweisend, und verschämt wendete die Störchin sich ab.

„Lass' Dich," fuhr der Storch fort, „von einem alten, erfahrenen Vogel belehren. Alle, die wir da leben, umschlingt ein vereinigendes Band. Das ist

eude an dem, was ein Kronprinz oder ein Bettler-
oder ein junges Piephühnchen heißt und was
dasselbe heißt und was dasselbe ist: das Kind.“
Sprach's, klapperte etwas, womit seine Gattin
inverstanden zu sein schien, und sagte mir dann:
leb' wohl. Wir haben lange genug geplaudert.
will ich um Futter ausfliegen für Weib und Kind.“
Er zog davon, ich aber sah ihm nach und wünschte,
ge in jeder kommenden Nacht etwas Kleines zu
n haben denen, die Liebe im Herzen tragen und
es an irgend einem hilflosen Wesen fehlt, diese
ihm zu bethätigen.

Seither gehe ich nie durch die Schäfergasse, ohne

Die Unzufriedenen.

Ein Märchen.

Ich besitze ein Streusandfaß und eine Pendeluhr. Deshalb braucht Ihr mich nicht für reich zu halten. Denn selbst wenn die Beiden von großer Pracht wären, müßte ich noch kein Crösus sein. Aber sie sind gar nicht prachtvoll. Das Streusandfaß hat wirklich die Form eines Fäßchens. Es ist aus Holz gemacht, gelb lackirt und kann auseinandergeschraubt werden. Es gibt schönere Streusandfässer. Aber dieses fiel mir einmal in einem Schaufenster auf und so kaufte ich es. Ich kaufte es namentlich deshalb, weil ich es nicht brauchte. Dann stellte ich es auf den Schreibtisch und benützte es nicht mehr, da ich mich Löschpapiers bediene, wenn ich meine feuchten Gedanken abtrocknen will. Die Pendeluhr habe ich geschenkt bekommen. Sie stellt ein von Säulen getragenes Portal vor, zwischen den Säulen hängt der Pendel und vor dem Portal ist malerisch ein alabasterner

hingelagert, mit einem so langen Barte, daß
ht weiß, ob er den Erzfeind der Barbiere oder
ythologische Persönlichkeit vorstellt. Ich mag keine
uhren. Aber in der Regel bekommt man geschenkt,
nan sich nicht wünscht. Ich bin darauf gefaßt,
ir zu einem Geburtstage jemand einmal einen
nten schenkt. Die Pendeluhr stellte ich achtungs-
uf eine Commode, und dort steht sie noch.

ch hätte mich um die beiden Bestandtheile meines
n Besitzthumes nicht weiter bekümmert, wenn
. Das war ganz eigenthümlich. Eines Abends
in meinem Arbeitszimmer. Ich hatte keine Lampe
ndet und wiegte mich in meinem Schaukelstuhle.
iumt sich's gut, und das Träumen ist doch das

beim Fenster hinausstürze, so staunen Sie nicht. Auch unsereins hat Ehrgefühl. Als unnützer Raumdieb mag ich nicht geduldet sein. Dazu bin ich mir selber zu gut."

„Liebes Streusandfaß," gab die Pendeluhr zurück, „glauben Sie denn, das meine Existenz erträglicher ist, als die Ihrige? In vier Jahren bin ich nicht Ein Mal aufgezogen worden. Das dulde ein anderer. Entweder man ist eine Pendeluhr oder man ist keine. Ich aber fühle, daß ich nützlich wirken könnte und muß so unthätig dahinleben."

„Sie haben ja so recht," meinte das Streusandfaß, und eine Stunde lang lösten die beiden einander ab mit Jammern und Klagen. Das griff mir endlich ans Herz, und ich beschloß, mich zu bessern. Am nächsten Morgen kaufte ich feinen Goldsand, schüttete ihn in das Streusandfaß, und zog dann die Uhr mit aller Energie auf, bis die Feder „Krrr" machte. Der Pendel flog nun lustig hin und her, ein einförmiges „Tik—tak" ließ sich fortwährend vernehmen. Anstatt des Löschpapieres gebrauchte ich den schönen Sand. Ich war an diesen nicht gewöhnt, verschüttete davon auf den Fußboden — meine Frau wollte sich deshalb von mir scheiden lassen — verdarb meine Federn, verwünschte meine Nachgiebigkeit, aber ich hatte mir einmal vergenommen, die beiden Unzufriedenen zu beglücken, und so ließ ich mich nicht irremachen.

Eines Abends saß ich wieder im Finstern, wiegte
wieder im Schaukelstuhl, als Streusandfaß und
eluhr wieder miteinander conversierten.

„Denken Sie sich nur, liebe Freundin,“ sagte jenes,
bin nicht mehr ganz jung, bedarf schon der Ruhe,
mein rücksichtsloser Eigenthümer strapaziert mich
ganzen lieben Tag. Jeden Augenblick hat er eine
vollgeschrieben, schwups! packt er mich dann,
ut sein Gekritzel und schüttet den Sand wieder
ich zurück. Er arbeitet jetzt an einer Tragödie,
das ermüdet mich derart, daß ich nicht mehr
ht stehen kann. Ach, es ist doch traurig, ein
trengtes Streusandfaß zu sein.“

„Verehrtes Faß,“ antwortete die Pendeluhr

durch Seufzer und Klagen rühren zu lassen. Einen Nutzen hat die Sache mir aber doch gebracht: die Erfahrung, daß Streusandfässer und Pendeluhren nicht gemacht sind, um zufrieden zu sein. Ich freue mich nur, daß wir Menschen in diesem Punkte so hoch stehen über Streusandfässern und Pendeluhren.

Dandy.

Ein Familien-Idyll.

Heinrich und Friederike heirateten einander eines Tages. Das war nicht anders zu erwarten ...en, denn sie liebten einander seit langer, langer ... fast von ihrer Kindheit an, und weil die Liebe ... macht, bemerkten sie nicht, daß sie um ein Er-

jährige Bruder Georg schüttelte einmal weise den Kopf und meinte: „Wenn ich nur wüßte, warum die Hochzeitsreisenden gerade nach Italien gehen!“ — „Das weißt du nicht?“ belehrte ihn Hugo, der Dreizehnjährige, „die meisten Heiraten finden im Winter statt, und da ziehen die Neuvermählten gern nach dem Süden, wo sie zu dieser Zeit am leichtesten einen kinderbringenden Storch treffen.“ — „Dummer Junge,“ erwiderte Georg, „daß es die Störche nicht sind, welche die Kinder bringen, das weiß ich sicher. Aber woher diese kommen, das ist mir noch unbekannt, und nur, um es zu erfahren, aus keinem anderen Grunde, werde ich heiraten, wenn ich groß bin.“

Heinrich und Friederike zogen bis zur blauen Grotte von Capri, aber sie kamen allein zurück. Sie hatten keinen Storch begegnet . . . Und sie waren doch eines Abends am Ufer des Golfs von Neapel — indessen der Gesang der Barcaruoli hinzog über die Fluthen — darüber einig geworden, daß es, wenn ein Knabe: Beppo, wenn ein Mädchen: Richetta heißen solle, als Erinnerung an die unvergeßlichen italischen Honigtage . . . Es verging ein Jahr, das zweite wuchs bereits stattlich an, ohne daß Beppo oder Richetta kommen wollten. „Na, sie lassen eben auf sich warten,“ meinte der Familienrath; die Zeit wurde dazu benützt, Discussionen über Aussehen

onstige Eigenschaften der unpünktlichen Gäste zu
en. Heinrich wünschte einen Beppo, Friederike
Richetta. Darüber konnten sie sich nie und
er einigen, bis Friederike weinend frug: „So
du Richetta nicht lieb haben?“ Darauf lenkte
ich beschwichtigend ein, aber nur in Einem Punkte
er nicht nach: Richetta müsse schwarze Haare
, nicht aber blonde. „Meinetwegen,“ sagte
erike, und es war nun Alles in Ordnung.
tta hätte nur zu kommen brauchen. Der Familien-
wurde ungeduldig, und obwohl nichts von dem
rteten sich zeigte, fanden doch lange Erörterungen
die Zukunft der schwarzen Richetta statt. „Der
en,“ sagte Friederike, die schon wieder daran

besagter Onkel ernstlich böse, und schwur Stein und Bein, er betrete Heinrich's Haus nicht mehr, wenn nicht seinem Rathe gefolgt werde; beerben werde sie ihn, den alten Junggesellen, ohnehin, er dürfe also ein Wörtlein d'reinreden. In der That schmollte er vier Wochen lang, dann kam er wieder, nicht etwa, weil er seine Meinung geändert, sondern aus Gewohnheit, aus purer Gewohnheit. Was er im Uebrigen ausgesprochen, dabei bleibe er. Und wirklich änderte er kein Jota an seiner Meinung. Die übrigen Mitglieder des Familienrathes indessen wurden kleinlauter, sie wollten Richetta ebenso gern willkommen heißen wie Beppo, und auch ob schwarz oder blond, bildete keine Streitfrage mehr. Heinrich und Friederike hofften von einem Tage zum anderen. Sie waren jung und konnten warten. Hie und da gerieth ihre Geduld freilich in's Schwanken, aber bald vertrösteten sie sich wieder mit der Zukunft. „Es wird schon kommen. Vorderhand haben wir Einer am Andern genug.“ Dabei sahen sie einander verliebt in die Augen, und sie zweifelten nicht daran, daß plötzlich Jemand an der Thür pochen, eintreten und mit einer höflichen Verbeugung sich ankündigen werde: „Mit Verlaub, ich heiße Beppo“, oder: ich heiße Richetta.“

Viermal war der Frühling in's Land gezogen, seitdem sie geheiratet. Sie liebten einander wie am

Tage. Daß Beppo und Richetta nicht kamen,
en ihnen ärgerlich, aber ihrer Empfindung für
der that das keinen Eintrag. Der Familienrath
te sie nach besten Kräften, obwohl sie keinen
verlangten; die männlichen Mitglieder verhielten
eservirt, die weiblichen zeigten sich unerschöpflich,
nur Frauenseelen es sein können. Tante Agnes
ntlich wußte tausende Geschichten von Eheleuten,
pät, sehr spät Kinder bekamen. Vier, fünf Jahre,
ei gar kein Zeitraum. Sie kenne einen Hofrath,
Frau nach vierzehnjähriger kinderloser Ehe
Tochter und von da an alljährlich wieder eine
en, bis sie ihrer sechs hatte. Eine ihrer Jugend-
dinnen sei nach dreizehn Jahren Mutter ge-

sie nie besessen. Sei es da nicht besser, keine zu bekommen? Und selbst, wenn sie am Leben bleiben, welche Sorgen während ihrer ersten Jugend! Wachsen sie heran, wie viel Kümmerniß können sie Einem bereiten! Der einzige Sohn der Frau Rechnungsrath K. habe sich neulich wegen Spielschulden erschossen ...

Friederike hörte solchen Gesprächen stillschweigend zu. Heinrich pflegte das Zimmer zu verlassen, sobald auf dieses Capitel die Rede kam. Wenn er mit seiner Frau allein war, wich er dem heiklen Thema aus, und nach und nach hörte auch der Familienrath auf, sich damit zu beschäftigen. Tante Agnes erzählte nicht mehr ihre wunderbaren Geschichten, Base Johanna hatte mit ihren Wundercuren den Rückzug angetreten, seitdem Friederike einen Sommer in Franzensbad, einen anderen in Schwalbach gewesen; Marianne ritt nicht mehr ihr Steckenpferd: die Berichte über Leid und Sorge, bereitet durch Nachkommenschaft. Beppo und Richetta waren so gut wie gestorben ... Friederike hatte einmal, als sie allein war, Richetta gezeichnet. Später vernichtete sie die Zeichnung, und so blieb keine Spur von dem ungeborenen Kinde.

Als Heinrich und Friederike einmal Abends spazieren gingen, begegneten sie einer alten Dame, die an einer Schnur ein Hündchen führte. Sie rief es: „Joli.“ Aber es war gar nicht hübsch. Der kleine,

Am nächsten Morgen gi
Er blieb lange aus. Gut
Mittag kam er nach Hause
weiß wie ein Lamm, mit krau
mit funkelnden, kohlschwarzer
nicht zu sagen! Er konnte ni
Kunststücke machen, die jeder
macht, er spielte Domino und
mag einen Begriff geben von
aber auch in einem der ersten
worden. Den Namen „Da
und Recht erhalten, so elega
ein vierfüßiger Stutzer. Hei
schäftigten sich sehr viel mit
umso intelligenter wird, je m
Beachtung schenken, entwickelte

entweder bei seinem Herrn oder bei seiner Frau; und ging er mit ihnen aus, so bettelte er so lange, bis man ihm einen Sonnenschirm, einen Spazierstock oder sonst etwas zu tragen gab. Das ihm anvertraute Gut hielt er fest in der Schnauze. Wehe dem, der es ihm hätte nehmen wollen. „Dandy“ wußte, was er seiner Stellung schuldig war. Im Familienrathe wandten sich ihm nach und nach alle Sympathien zu. Tante Agnes fürchtete sich vor Hunden und schien eine zeitlang zu argwöhnen, „Dandy“ wolle sie fressen; aber der weltkundige Pudel behandelte diese Dame mit so viel Ehrerbietung, daß sie Zutrauen zu ihm faßte und ihn liebgewann. Sie benützte seine Existenz, um merkwürdige Züge aus dem Leben anderer Hunde zum Besten zu geben, Rettungen, Beweise von seltenem Instinct, Heldenthaten der Bernhardiner und zum Schluße jedesmal — sie vergaß nämlich von Fall zu Fall, was sie schon erzählt hatte — die Geschichte des Mopses, der sich zum Geburtstage seines Herrn, um diesen zu überraschen, photographiren ließ.... Marianne begnügte sich, ihrer tiefen Neigung für „Dandy“ durch die stereotype Phrase Ausdruck zu geben: „Er ist klüger als so mancher Mensch.“

„Dandy“ legte gegen den gesammten Familienrath Liebe, gepaart mit Achtung, an den Tag. Gegen Fremde war er artig und gemessen. Eigentliche Zärtlichkeit hatte

Heinrich, Friederike und der Letzteren Eltern. Er
deshalb von Heinrich „**Schwiegerpudel**"
t, und wenn der Familienrath gut gelaunt ist,
ihn bei diesem Spitznamen. „Dandy" hört darauf,
r knurrt jedesmal. Der Spaß scheint ihn zu
... „Dandy" geht mit anderen Hunden wenig
Heinrich hält ihn von den gewöhnlichen Kötern
und Friederike läßt das gewähren; er lehrt ihn
Kunststücke, gibt genaue Vorschriften, wie er
rt werden muß; und wenn „Dandy" erkrankt,
einrich persönlich den renommirtesten Thierarzt.
l durchwachte er bei ihm eine halbe Nacht, um
tündlich einen Löffel Medicament einzuflößen.
rike theilte sich mit ihm in die Sorge um „Dandy,"

schwinden alsbald, und ein Hund kann ein Muster sein, auch wenn er keine Milch trinkt. Verzogen haben übrigens — im Vertrauen gesagt — Beide ihn, Herr sowohl wie Frau. Sie benützten nie die Pferdebahn, weil „Dandy" da nicht mitfahren darf. Sie lassen ihn fast nie allein zu Hause. Kurzum: „Dandy" tyrannisirt sie, er macht mit ihnen, was er will, und gegen seine Capricen gibt es keine Auflehnung.

Auch im Familienrathe wird er als Großmacht respectirt. Die Tanten und Basen lassen ihn aus ihren Kaffeetassen trinken — er liebt den Kaffee etwas braun und sehr süß — geben ihm die besten Stücke Kuchen und bringen ihm allerlei Naschwerk mit: Haselnüsse, Mandeln, Malagatrauben u. s. w. Tante Agnes erzählt von Hunden, die zwanzig Jahre alt geworden und noch älter. Sie selbst habe welche gekannt . . . Wer das Alles mit ansieht und mit anhört, möchte glauben, „Dandy" nehme einen Platz ein, der eigentlich einem Anderen bestimmt war.

Heinrich äußert sich darüber nie. Nur ein einzigesmal ist es ihm passirt, daß er dem klugen Pudel zurief: „Schön aufwarten, Beppo!"

Ein Bergsteiger.

a und dort im Laubwalde hat schon ein gelbes Blatt unter die grünen sich gemengt, verschämt und schüchtern, als käme er zu unrechter Zeit, gt der Herbst seine Nähe an, und in den Spät- stunden ist's einem manchmal, als sei der Sommer s vorüber . . . In solchen Tagen tritt mir wieder

— nun, da er todt ist, keine Witwe, kein Kind ihn überlebt, darf ich mit wehmüthigem Lächeln ihn wohl nennen — war ein ganz besonderes Exemplar der weitverbreiteten Gattung. Schon wie ich ihn kennen lernte, ihn und seine Passion, das war ganz anders als sonst das Bekanntwerden mit Bergsteigern und Bergfexen. Vor zehn Jahren wohnte ich im Bezirke Josephstadt. Dieser Bezirk ist bekanntlich das Beamtenviertel; ihm hat das Bureaukratenthum einen unzweideutigen Stempel aufgedrückt. In keinem Theile von Wien sieht man früh Morgens so zahlreich, wie dort, ältere Herren in zugeknöpften schwarzen, nicht mehr ganz modernen Gehröcken, nirgends, so wie dort, lassen sich die — nach der Beamten-Hierarchie abgestuften — Nuancen des Morgengrußes beobachten. Nachdem ich etliche Jahre in der Josephstadt gewohnt, wußte ich ganz genau, wie ein Concipist einen Ministerialrath grüßt, wie ein Oberlandesgerichtsrath einem Adjuncten dankt, und aus Gruß und Gegengruß zweier einander Begegnenden zog ich ziemlich sichere Schlüße darauf, welcher Diätenclasse die Beiden angehörten .... So war ich mir denn auch darüber klar, daß der kleine Mann, welcher täglich mein Frühstücksgenosse im Kaffeehause war, zum Beamtenthum zählte. Ich hatte mich an seine Gegenwart so gewöhnt, daß ich ihn beim Eintreten suchte, und sein Blick fiel auch

) auf mich, ja vorwurfsvoll, wenn ich ungewöhnlich
ım. Wir hatten noch nicht miteinander gesprochen
waren doch schon befreundet, denn wir waren
der nothwendig geworden, und in solcher Noth-
gkeit liegt ein Stück Freundschaft. Im Wiener
hausleben entwickeln sich eine Menge solcher Be-
gen — dem Nichtwiener unerklärlich . . . Nur
n diese Beziehungen nicht immer stumm. Eines
fängt man zu reden an, ein Wort gibt das
, und bei einer Flasche Gumpoldskirchner wird
Bruderschaft getrunken. So weit bin ich mit
Wilms nicht gekommen, aber sein Vertrauen
b ich mir; er sprach mir von seinen Neigungen
Wünschen, und namenlos dankbar war er mir

Köpfchen ein immens hoher Cylinderhut, in's Gesichtchen hineinragend die Spitzen eines „Vatermörders.“ So fand ich ihn bei unserer ersten Begegnung; und so erschien er, als er eines Morgens den Frühstückstisch verließ, um nicht wieder an denselben zurückzukehren. An jene erste Begegnung erinnere ich mich, als hätte sie gestern stattgefunden. Beim Eintritt fiel das seltsame Männchen mir auf. Ich suchte die originelle Figur meinem Auge einzuprägen für den Fall, daß ich sie nicht wiedersähe. Wilms — in Wiener Kaffeehäusern ist der Name von Stammgästen das secret de Polichinelle, und so rief der Marqueur in diesem Falle wie zu meiner Belehrung: „'Morgen, Herr von Wilms!“ — also Wilms brauchte nichts zu bestellen, er bekam sein Glas Kaffee und dazu — keine Zeitung. Das fiel mir auf. Ich behielt ihn im Auge und gewahrte, daß er aus seinem schwarzen Rocke ein roth eingebundenes Buch hervorholte. Nun hätte ich wissen mögen, was der Kleine las. Am nächsten Morgen und am nächstnächsten dasselbe rothe Buch; ich fingirte endlich einen Gang durch das Local und erhaschte im Vorübergehen den Titel: „Bädeker's Süddeutschland und Tirol.“ Also Einer, der sich auf eine Reise vorbereitet, dachte ich. Aber die Sache wurde mir immer eigenthümlicher, denn Tag auf Tag verging, Wilms trank seinen Kaffee, las seinen Bädeker, blieb aber

hingab, unbekümmert um den
male folgte ich Wilms, hörte
Angerannten mit Grobheiten
er mit verlegenem Lächeln üb
konnte endlich der Versuchung
persönliche Bekanntschaft zu su
projecten beschäftigt, hört Ande
jecten erzählen. Auf diese Erfa
eines Tages zum Frühstück
Wilms setzte und ein dunkell
vor mich hinlegte. Wilms schie
er den Titel lesen konnte: „M
Frankreich. Bibliographisches
auf dem Deckel verschlang er
legte eine Weile, was zu thun
dann an mich: „Verzeihen Sie

Jahre.“ — „Haben Sie Berge bestiegen?“ — „Den Pic de Ger und den Pic d'Autenac.“ — „Wie beneide ich Sie! Erlauben Sie, daß ich einen Augenblick in Ihrem Buche blättere.“ Er überflog strahlenden Auges einige Capitel, betrachtete die Stahlstiche, welche Gebirgsansichten darstellten, besann sich aber dann, daß es hohe Zeit sei, in's Bureau zu gehen, und empfahl sich. Von da an waren wir gute Bekannte, ich begleitete ihn oft auf seinem Gange zum Amte, und nach und nach gewann ich Einblick in dieses seltsame Menschenwesen. Wilms wurde melancholisch, so oft er darauf zu sprechen kam, daß er den Süden wohl niemals sehen werde. Er müsse — meinte er — mit Mittel-Europa sich begnügen, und ich tröstete ihn damit, daß die Natur auch hier Wunderbares hervorgebracht habe. Allmälig sah ich ein, daß Wilms allerdings auch Mittel-Europa nicht viele Genüße verdankte. Geboren als der Sohn eines kleinen Staatsbeamten, studirte er mit Hilfe von Stipendien, gab für kärglichen Lohn Unterricht, anstatt etwas von der schäumenden Frische des Studentenlebens kennen zu lernen; und vom Studium ging er zum Staatsbeamtenthum über. So war er eingetrocknet, verschrumpft in jungen Jahren, und er brauchte irgend ein Gegengewicht wider diese lastenreiche und freudlose Existenz. Dieses fand er in der Natur! Aber nicht etwa auf Wiesen und in Thälern, nicht in Gärten oder

. Nein, in der Seele dieses zur Höllenstrafe der nhockerei Verdammten hatte sich eine tiefe, flam- Neigung für das Hochgebirge eingeschlichen. f sehnte er sich in die Regionen, wo reinere Lüfte inge erquicken, wo die Welt unten Einem klein und inmitten einer gewaltigen Scenerie selbst egierungsrath sich winzig und zwerghaft erscheint. gewöhnlichen Ausflügen, von den sogenannten artien, wollte er nichts wissen. Der Kahlen- und opoldsberg erschienen ihm lächerliche Hügel, die bestieg. Wirkliche, leibhaftige Berge lockten ihn, Gletschern sehnte er sich, nach steilen Felswänden, r mit Lebensgefahr zu besteigen sind. Er dachte

hielt ihn streng im Zügel. Während der ersten zehn Jahre seines Beamtenthums machte er Pläne für touristische Unternehmungen. Die Ausführung verschob er auf später, denn erstens war damals sein Einkommen zu klein, um ihm irgend welchen Luxus zu gestatten, und dann sagte er sich: „Ich bin jung. Wozu mich übereilen? Ich spare mir das Alles für spätere Jahre auf.“ Nach den zehn Jahren war er älter und sein Gehalt etwas größer geworden. Nun mußte er — das Alles hat er selbst mir nachträglich angedeutet — arme Verwandte unterstützen, sein Geringes mit ihnen theilen. Da war wenig Geld übrig für Bergfahrten. Aber Wilms blieb heiter und wohlgemuth. Ein Beamter kann avanciren, man ahnt kaum: wie hoch, und die Berge bleiben auf ihrem Platze stehen; es ist also gleich, ob man sie ein Jahrzehnt früher oder später besteigt. Mit solchem Gedankengange beschwichtigte Wilms sein touristisches Ich, zog weiter am Staatskarren und freute sich, als seine Bezüge wieder ein wenig wuchsen; denn seine einzige Schwester war verwittwet und brauchte für sich und ihre Kinder Unterstützung. Mittlerweile war er sehr sattelfest geworden in Sachen des Bergfexenthums. Eine Unmenge Bücher über Gebirgswanderungen hatte er verschlungen, aus einzelnen citirte er ganze Seiten mit jenem tiefen Behagen, mit dem ein guter Clavier-

urlaub
einmal war er nahe dara
eine Reiseroute zu entwerf
der Minister, auf eigenes
rücksichten seines Amtes en
nicht mehr in Anspruch.
stellungen waren tadellos; e
thuung, den kränklich gewese
Gebirgsreise so gesund wie
dieser ihm auf die Schulter
„Brav, lieber Wilms, sehr
Als ich Wilms kennenler
Gebirgsausflug unternommen
er auf unzählige. Wir verlie
Kaffeehaus, als er mir mit ein
„Na, im nächsten Sommer f
nach Heiligenblut und von dor

Heu; von hier über die (2 Stunden) Salmshöhe (2677 Met.) und das Leiterkees mühsam zur (2 Stunden) Hohenwarthsscharte (3296 Meter) und ($2^1/_2$ Stunden) Adlersruhe (3463 Meter); weiter zum (2 Stunden) Gipfel des Kleinglockner (3764 Meter) und über die 10 Meter lange, $^1/_2$—$^2/_3$ Meter breite Scharte zur (1 Stunde steilen) höchsten Spitze (3796 Meter). Großartige Aussicht. Hinab bis Kals oder Heiligenblut 6 Stunden.“ — Das sagte er her, wie ein Schulknabe seine Lection, und sah mich dann triumphirend an; ich fand die Stelle wörtlich in Bädeker's „Österreich,“ Seite 166 . . . „Warum unternehmen Sie die Partie nicht in diesem Sommer?“ — „Der älteste Sohn meiner Schwester macht sein erstes Rigorosum, und das kostet Geld. Diesmal darf ich nichts auf Vergnügungen ausgeben, aber nächstes Jahr! Und übrigens versäume ich nichts.“ — Wie alt sind Sie, Herr Wilms?“ Die Frage war mir unwillkürlich entschlüpft. — „Einundsechzig vorüber . . .“ Unsere Zusammenkünfte dauerten fort. Im nächsten Frühling kaufte er allerlei Reiseliteratur, Steub, Noë, Berlepsch, und des Abends, nach der Amtszeit, las er fleißig darin. „Was glauben Sie,“ frug er mich, als wir miteinander den Kaffee nahmen, „soll ich nach Heiligenblut über die Pfandlscharte oder über das Hochthor? Der Weg über die Pfandlscharte ist zwar etwas weiter, als über das

... Körper vorbereitet und geschü...
habe ich gesorgt. Wer so viel...
Geiste gemacht hat, der kann si...
ausführen." Ich schwieg, um Wilm...
spruch zu kränken. Etliche Tage sp...
Nachricht, er werde in dieser Sa...
bekommen können. Im Amte sei...
seiner Vorgesetzten fühlen sich unw...
halb nicht mit Arbeit überladen,...
Wien bleiben. Ich wollte ihn tröst...
gar keines Trostes. „Desto besser,"...
schiebe das Ganze auf den nächst...
habe ich Anrecht auf einen um so...
Ich verbinde dann etliche Touren...
halten Sie vom Steinernen Meer...
Das gewaltige Steinerne Meer,...
Risse und Spalten zeigend, gibt es...

zählen nach Dutzenden, und keiner ist unter 2000 Meter hoch.“ — „Ein vortrefflicher Plan.“ — „Ich freue mich auch schon sehr darauf. Die Reise wird viel Geld kosten, sündhaft viel, aber bedenken Sie, die Gebirgsreisen sind meine einzige Passion. Ich besuche kein Theater, kein Concert — da darf ich wohl nach anderer Richtung ein wenig verschwenden.“ Im Laufe des Herbstes und des Winters machte Wilms einige Einkäufe. Er schaffte sich Bundschuhe mit benagelten Sohlen, Steigeisen, Wadenstutzen aus Schafwolle, ein Flanellhemd an, und das Alles brachte er in's Kaffeehaus mit, um es mir zu zeigen. Einmal kam er zum Frühstück mit einem riesigen Bergstocke und einem Tornister für Handgepäck. Nun zogen wir über die Josephstädter Hauptstraße in die innere Stadt, ich — um meinem Gefährten einen Theil seiner Last abzunehmen — den Tornister in der Hand, Wilms mit dem Bergstocke, als seien die österreichischen Aemter auf unwegsamen Höhen gelegen, zu denen man nur mit geübten Führern emporgelange. Wer ihm so begegnete, mochte glauben, Wilms begebe sich direct auf den Mallnitzer Tauern, nicht aber in die Lotto-Direction, um dort Actenstücke zu erledigen.

Und der Sommer kam, und es traten wieder Hindernisse ein. Wilms stand ein Avancement bevor; er hätte sich dasselbe vielleicht verscherzt, wenn er ge-

...., thun, wenn ...
Pfandlscharte nähme. Wenn ich
finde! Es ist wegen des Panorama...
Vom Großglockner zeigt sich an ne...
Aussicht, so umfassend und groß...
nur noch in der Schweiz zu finde...
Oertlergruppe bis zu den kleine...
mährisch-böhmischen Gebirge bis ...
der Blick. Nördlich erstreckt sich d...
bis Regensburg; gegen Süden die ...
zum Terglou." — „Sie werden d...
Schauspiel haben." — „Das will ...

Im nächsten Sommer starb ...
Schwester, im zweitnächsten litt er a...
er mußte also zu Hause bleiben, ...
Amthor's „Alpenführer" auswendi...
Winkel des gelobten Landes, das ...

um auf den Gipfel des Großglockners zu kommen. Ich besuchte ihn oft. Während eines Besuches sagte er mir traurig: „Ich glaube, für mich ist's vorbei mit dem Großglockner und dem Steinernen Meer. Ich bin zu alt dazu. Aber im nächsten Sommer, bis ich wieder ganz wohl bin, steige ich wenigstens auf den Schneeberg. Kommen Sie mit?" — „Sehr gern." — „Sie wissen doch alles Nähere? Die Besteigung des Schneeberges (2075 Meter) wird meist von Gutenstein, von Buchberg oder von Reichenau aus unternommen. Von Reichenau (6 Stunden bis zum Gipfel, Führer hin und zurück 3, mit Uebernachten 4 fl.), respective dem Thalhof führt der Weg durch die Eng, eine wilde Schlucht, zum (2 Stunden) Lackenboden; (2 Stunden) Baumgartner-Alp (Wirthshaus, Bett 1 fl.); von da noch 2 Stunden zum Gipfel (Kaiserstein); $^1/_2$ Stunde unterhalb auf dem Ochsenboden eine steinerne Touristenhütte. Aussicht sehr ausgedehnt, westlich bis zum Dachstein. Abstieg vom Baumgartner zum Kaiserbrunnen im Höllenthal beschwerlich; besser nach Buchberg und durch das malerische Schönsteiner Thal nach ($2^1/_2$ Stunden) Station Ternitz oder Neunkirchen; Wagen 5 fl., Führer von Buchberg über den Schneeberg zur Singerin und durch's Höllenthal nach Payerbach (16 St.) 4—5 fl." — Das Sprechen hatte Wilms angestrengt. Er lehnte sich zurück und holte

„Im nächsten Sommer
Bergfex, der nie auf einem Be
kleinen Hügel. Ich war jüngst
an demselben einen Strauß v
zulegen, von der er ein ödes,
leben hindurch geträumt: der

Fräulein Doctor.

Das Städtchen Riva am Gardasee hat zwar ein Theatergebäude, dem auf der Stirne geschrieben steht: „Teatro sociale." Aber dieses Kunstinstitut ist immer geschlossen, und nur die ältesten Leute erinnern sich dunkel, von Vorstellungen erzählen gehört zu haben, die im Teatro sociale angeblich einmal stattgefunden. Wenn es in Riva Regen gibt, kann der Mensch sich an den Abenden zu Tode langweilen, zumal der wunderherrlich gelegene, südtirolische Ort in mancher Saison nur von wenigen Fremden besucht wird. War ich doch während eines Novembermonates im „Giardino" der einzige Gast, so einzig, daß der Padrone mir eines Tages den Vorschlag machte, ich möge auf seine Kosten auswärts speisen, denn er müsse sonst nur um meinetwillen einen Koch halten. Ich packte mein Ränzel und ging weiter nach Süden, bis hinab in den Zauberkreis der blauen Grotte von Capri. Aber nach Riva kam ich doch wieder. Denn

und Heckenrosen, die im Novemb
December blühen! .. Ich kam wi
hinaus zum Ponal, dem hochau
falle, und wanderte wieder z
träumend stundenlang dahin a
auf und ab sich windenden Kunst
führt, und als es anfing, R
kehrte mir auch die Langeweile
regnet es oft, und da sagt d
Teufels Weib habe Waschtag.
volo fa il bucato.“ Da tauch
Noth auf. Der Padrone des „G
am Sonntag finde in Salò ei
statt, ein Dampfer führe die
diesem Feste und bringe sie no
Er reichte mir dabei einen Thea
die applauditissima ...

zur Hälfte österreichische Offiziere, die sonst in ihrem Fort auf der Rocca ein gar monotones Leben verbringen. Von den übrigen Passagieren fielen mir etliche hübsche Mädchengesichter und eine russische Familie auf: eine alte Dame, eine junge und ein Mann von etwa vierzig Jahren. Die Drei sprachen abwechselnd russisch, französisch und deutsch, das erstere um so viel sicherer, daß es ihrer echt slavischen Physiognomien nicht bedurft hätte, um sie als Russen erkennen zu lassen. Die Offiziere plauderten davon, daß nächstens Erzherzog Albrecht nach Arco nächst Riva kommen, und dann hoffentlich Einige von ihnen zum Diner einladen werde. Die übrigen Passagiere unterhielten sich halblaut, die Russen waren mit Lectüre beschäftigt, ich starrte hinaus in die Luft, auf die Berge und ruhte davon aus, daß ich seit Wochen nichts gethan, die hübschen Mädchen aus Riva guckten verstohlen auf die stattlichen Jägeroffiziere, so hatte Jeder und Jede irgend eine Beschäftigung. Auf Reisen beobachte ich lieber, als daß ich Gespräche anknüpfe; das ist indiscreter, aber lohnender. Mit Aug' und Ohr verfolgte ich nun die russische Trias, und was ich constatiren konnte, war: die Gesellschaft bestand aus Mutter, Sohn und Tochter; der Sohn krank, von den Aerzten nach dem Süden geschickt, weg von Heimath, Weib und Kind, die Mutter als zärtliche

Die junge Dame las eifrig in
da sich unterbrechend, um de
Sie kümmerte sich nicht viel
weit war ich in meinen Be
Doch nein, beinahe hätt' ich
daß ich auch erfuhr, wie sie
Genauigkeit wegen füge ich gle
Name lautete: Nadjesda Gon
nützte eine Gelegenheit, um zu
sie beschäftige. „Marlitt oder
Aber ich hatte geirrt. Das Buc
anatomische Untersuchungen ü
des Menschen und der Säuge
Hyrtl. Nachdem ich das Buch
die Leserin noch genauer als
gewachsenes Mädchen. Ganz i

gende kleine Augen, also ungraziös und unschön, aber intelligent, bestimmt, herrisch, in jedem Zuge der Ausruf: „Ich bin ein ganzer Mann!“ Wie alt sie war, das konnte man ihrem Gesichte nicht ablesen: Achtzehn oder Vierzig. Achtzehn, wenn sie über einen harmlosen Spaß von ganzem Herzen lachte. Vierzig, wenn sie auf den schaukelnden Wogen des Gardasees die „Vergleichenden anatomischen Untersuchungen über das Gehörorgan des Menschen und der Säugethiere“ las.

In Salò hatte ich Zeit, vor Beginn der Oper mich in den Straßen zu ergehen. Die Stadt heißt im Volksmunde: „La regina del lago di Garda.“ Man muß solche südländische Vergleiche nicht sehr ernst und nicht sehr schwer nehmen. Wenn ein elender Landwein „Goccia d'oro,“ ein Dörfchen ein „Paese“ heißt, warum soll Salò nicht „die Königin des Gardasees“ genannt werden? Besagte Königin ist ein schmutziges Städtchen, in dem es nichts zu sehen gibt, als eine mittelmäßige Statue des hl. Carl Borromäus. Nachdem ich im Café del rinascimento rasch als forestiere erkannt worden und man mir in der Eigenschaft als Fremder erlaubt hatte, für einige Notabilitäten von Salò ebensoviel Becher Turiner Wermuths zu bezahlen, stürzte ich mich in die Oper, die ich gegen elf Uhr Nachts ohne erhebliche Schädigung meiner Ohren verließ; ich ging zu Schiffe, fand

etwa ein Chopin'sches Musikstück auswendig
. Seine Amtscollegen kannten seine Neigung,
unter ihnen als touristische Autorität, und in
Sommer durfte er für die Hofräthe und den
schef eine Urlaubstour zusammenstellen, ja,
war er nahe daran, für den Minister selbst
iseroute zu entwerfen. Zum Malheur wurde
nister, auf eigenes Ansuchen, aus Gesundheits-
en seines Amtes enthoben und nahm Wilms
ehr in Anspruch. Des letzteren Zusammen-
en waren tadellos; er hatte einmal die Genug-
den kränklich gewesenen Sectionschef von einer

Heu; von hier über die (2 Stunden) Salmshöhe (2677 Met.) und das Leiterkees mühsam zur (2 Stunden) Hohenwarthsscharte (3296 Meter) und ($2^1/_2$ Stunden) Adlersruhe (3463 Meter); weiter zum (2 Stunden) Gipfel des Kleinglockner (3764 Meter) und über die 10 Meter lange, $^1/_2$—$^2/_3$ Meter breite Scharte zur (1 Stunde steilen) höchsten Spitze (3796 Meter). Großartige Aussicht. Hinab bis Kals oder Heiligenblut 6 Stunden.“ — Das sagte er her, wie ein Schulknabe seine Lection, und sah mich dann triumphirend an; ich fand die Stelle wörtlich in Bädeker's „Österreich,“ Seite 166 . . . „Warum unternehmen Sie die Partie nicht in diesem Sommer?“ — „Der älteste Sohn meiner Schwester macht sein erstes Rigorosum, und das kostet Geld. Diesmal darf ich nichts auf Vergnügungen ausgeben, aber nächstes Jahr! Und übrigens versäume ich nichts.“ — Wie alt sind Sie, Herr Wilms?“ Die Frage war mir unwillkürlich entschlüpft. — „Einundsechzig vorüber...“ Unsere Zusammenkünfte dauerten fort. Im nächsten Frühling kaufte er allerlei Reiseliteratur, Steub, Noë, Berlepsch, und des Abends, nach der Amtszeit, las er fleißig darin. „Was glauben Sie,“ frug er mich, als wir miteinander den Kaffee nahmen, „soll ich nach Heiligenblut über die Pfandlscharte oder über das Hochthor? Der Weg über die Pfandlscharte ist zwar etwas weiter, als über das

der Körper vorbereitet und gesc
habe ich gesorgt. Wer so vi
Geiste gemacht hat, der kann
ausführen." Ich schwieg, um Wi
spruch zu kränken. Etliche Tage
Nachricht, er werde in dieser
bekommen können. Im Amte se
seiner Vorgesetzten fühlen sich un
halb nicht mit Arbeit überladen,
Wien bleiben. Ich wollte ihn trö
gar keines Trostes. „Desto besser
schiebe das Ganze auf den näch
habe ich Anrecht auf einen um
Ich verbinde dann etliche Toure
halten Sie vom Steinernen Me
Das gewaltige Steinerne Meer,

zählen nach Dutzenden, und keiner ist unter 2000 Meter hoch." — „Ein vortrefflicher Plan." — „Ich freue mich auch schon sehr darauf. Die Reise wird viel Geld kosten, sündhaft viel, aber bedenken Sie, die Gebirgsreisen sind meine einzige Passion. Ich besuche kein Theater, kein Concert — da darf ich wohl nach anderer Richtung ein wenig verschwenden." Im Laufe des Herbstes und des Winters machte Wilms einige Einkäufe. Er schaffte sich Bundschuhe mit benagelten Sohlen, Steigeisen, Wadenstutzen aus Schafwolle, ein Flanellhemd an, und das Alles brachte er in's Kaffeehaus mit, um es mir zu zeigen. Einmal kam er zum Frühstück mit einem riesigen Bergstocke und einem Tornister für Handgepäck. Nun zogen wir über die Josephstädter Hauptstraße in die innere Stadt, ich — um meinem Gefährten einen Theil seiner Last abzunehmen — den Tornister in der Hand, Wilms mit dem Bergstocke, als seien die österreichischen Aemter auf unwegsamen Höhen gelegen, zu denen man nur mit geübten Führern emporgelange. Wer ihm so begegnete, mochte glauben, Wilms begebe sich direct auf den Mallnitzer Tauern, nicht aber in die Lotto-Direction, um dort Actenstücke zu erledigen.

Und der Sommer kam, und es traten wieder Hindernisse ein. Wilms stand ein Avancement bevor; er hätte sich dasselbe vielleicht verscherzt, wenn er ge-

einer Rang= und Gehaltserhöhung um Urlaub
men wäre. „Also erst nächstes Jahr,“ meinte
ich versäume nichts. Aber ich glaube doch,
über das Hochthor nach Heiligenblut. Auf
tien soll man nicht unnütz Zeit verschwenden,
würde ich thun, wenn ich den Weg über die
harte nähme. Wenn ich nur schönes Wetter
s ist wegen des Panoramas vom Großglockner.
oßglockner zeigt sich an nebelfreien Tagen eine
so umfassend und großartig, wie man sie
in der Schweiz zu finden vermag. Von der
ruppe bis zu den kleinen Karpathen, vom
=böhmischen Gebirge bis zur Adria schweift

um auf den Gipfel des Großglockners zu kommen. Ich besuchte ihn oft. Während eines Besuches sagte er mir traurig: „Ich glaube, für mich ist's vorbei mit dem Großglockner und dem Steinernen Meer. Ich bin zu alt dazu. Aber im nächsten Sommer, bis ich wieder ganz wohl bin, steige ich wenigstens auf den Schneeberg. Kommen Sie mit?" — „Sehr gern." — „Sie wissen doch alles Nähere? Die Besteigung des Schneeberges (2075 Meter) wird meist von Gutenstein, von Buchberg oder von Reichenau aus unternommen. Von Reichenau (6 Stunden bis zum Gipfel, Führer hin und zurück 3, mit Uebernachten 4 fl.), respective dem Thalhof führt der Weg durch die Eng, eine wilde Schlucht, zum (2 Stunden) Lackenboden; (2 Stunden) Baumgartner-Alp (Wirthshaus, Bett 1 fl.); von da noch 2 Stunden zum Gipfel (Kaiserstein); 1/2 Stunde unterhalb auf dem Ochsenboden eine steinerne Touristenhütte. Aussicht sehr ausgedehnt, westlich bis zum Dachstein. Abstieg vom Baumgartner zum Kaiserbrunnen im Höllenthal beschwerlich; besser nach Buchberg und durch das malerische Schönsteiner Thal nach (2 1/2 Stunden) Station Ternitz oder Neunkirchen; Wagen 5 fl., Führer von Buchberg über den Schneeberg zur Singerin und durch's Höllenthal nach Payerbach (16 St.) 4—5 fl." — Das Sprechen hatte Wilms angestrengt. Er lehnte sich zurück und holte

Athem. Von da an rang Wilms Stunde für
mit dem Tode.

ei Sonnenuntergang ist er gestorben, mit der
krampfhaft Bädeker's „Süddeutschland und
eich“ festhaltend. Seine letzten Worte waren:
nächsten Sommer ...“ Nun liegt der
, der nie auf einem Berge gewesen, unter einem
Hügel. Ich war jüngst an seinem Grabe, um
selben einen Strauß von jener Blume nieder-
, von der er ein ödes, ereignißloses Menschen-
hindurch geträumt: der Alpenrose.

Fräulein Doctor.

Das Städtchen Riva am Gardasee hat zwar ein Theatergebäude, dem auf der Stirne geschrieben steht: „Teatro sociale.“ Aber dieses Kunstinstitut ist immer geschlossen, und nur die ältesten Leute erinnern sich dunkel, von Vorstellungen erzählen gehört zu haben, die im Teatro sociale angeblich einmal stattgefunden. Wenn es in Riva Regen gibt, kann der Mensch sich an den Abenden zu Tode langweilen, zumal der wunderherrlich gelegene, südtirolische Ort in mancher Saison nur von wenigen Fremden besucht wird. War ich doch während eines Novembermonates im „Giardino“ der einzige Gast, so einzig, daß der Padrone mir eines Tages den Vorschlag machte, ich möge auf seine Kosten auswärts speisen, denn er müsse sonst nur um meinetwillen einen Koch halten. Ich packte mein Ränzel und ging weiter nach Süden, bis hinab in den Zauberkreis der blauen Grotte von Capri. Aber nach Riva kam ich doch wieder. Denn

dort ist es schön herrlich für den Deutschen. Er hört seine Mutterlaute, er ist nicht mehr auf ganz deutschem und noch nicht auf ganz italienischem Boden, mit einem Fuße steht er in der Heimath, mit dem andern in der Fremde, und dazu Licht, Sonne, der azurfarbene See, die hohen, dunklen Berge, die milde Luft, und Heckenrosen, die im November, und Astern, die im December blühen! .. Ich kam wieder und ruderte wieder hinaus zum Ponal, dem hochaufschäumenden Wasserfalle, und wanderte wieder zwecklos, sinnend und träumend stundenlang dahin auf der schlangenartig auf und ab sich windenden Kunststraße, die gen Brescia führt, und als es anfing, Bindfaden zu regnen, kehrte mir auch die Langeweile wieder. In Italien regnet es oft, und da sagt der Eingeborene, des Teufels Weib habe Waschtag. „La moglie del diavolo fa il bucato." Da tauchte ein Retter in der Noth auf. Der Padrone des „Giardino" meldete mir, am Sonntag finde in Salò eine Opernvorstellung statt, ein Dampfer führe die Rivenser hinüber zu diesem Feste und bringe sie noch bei Nacht zurück. Er reichte mir dabei einen Theaterzettel, auf welchem die „applauditissima opera" Verdis: „Rigoletto" angekündigt war. Sofort sicherte ich mir eine Fahrkarte und war Sonntag Mittags einer der Ersten an Bord. Die Reisegesellschaft bestand aus etwa fünfzig Personen,

zur Hälfte österreichische Offiziere, die sonst in ihrem Fort auf der Rocca ein gar monotones Leben verbringen. Von den übrigen Passagieren fielen mir etliche hübsche Mädchengesichter und eine russische Familie auf: eine alte Dame, eine junge und ein Mann von etwa vierzig Jahren. Die Drei sprachen abwechselnd russisch, französisch und deutsch, das erstere um so viel sicherer, daß es ihrer echt slavischen Physiognomien nicht bedurft hätte, um sie als Russen erkennen zu lassen. Die Offiziere plauderten davon, daß nächstens Erzherzog Albrecht nach Arco nächst Riva kommen, und dann hoffentlich Einige von ihnen zum Diner einladen werde. Die übrigen Passagiere unterhielten sich halblaut, die Russen waren mit Lectüre beschäftigt, ich starrte hinaus in die Luft, auf die Berge und ruhte davon aus, daß ich seit Wochen nichts gethan, die hübschen Mädchen aus Riva guckten verstohlen auf die stattlichen Jägeroffiziere, so hatte Jeder und Jede irgend eine Beschäftigung. Auf Reisen beobachte ich lieber, als daß ich Gespräche anknüpfe; das ist indiscreter, aber lohnender. Mit Aug' und Ohr verfolgte ich nun die russische Trias, und was ich constatiren konnte, war: die Gesellschaft bestand aus Mutter, Sohn und Tochter; der Sohn krank, von den Aerzten nach dem Süden geschickt, weg von Heimath, Weib und Kind, die Mutter als zärtliche

Begleiterin an seiner Seite, die Tochter voll Aufmerksamkeit für den Bruder, aber von einer trockenen, geschäftsmäßigen Aufmerksamkeit, bestimmt, schier befehlshaberisch, wenn sie ihm sagte: „Setze dich nieder, du bist müde.“ Und er setzte sich nieder und wagte nicht etwa die Einwendung, daß er nicht müde sei. Die junge Dame las eifrig in einem Buche, hie und da sich unterbrechend, um den Bruder zu mustern. Sie kümmerte sich nicht viel um die Mutter. So weit war ich in meinen Beobachtungen gekommen. Doch nein, beinahe hätt' ich vergessen, zu sagen, daß ich auch erfuhr, wie sie hieß: Nadjesda. Der Genauigkeit wegen füge ich gleich bei, wie ihr voller Name lautete: Nadjesda Gontschaloff . . . Ich benützte eine Gelegenheit, um zu erspähen, welches Buch sie beschäftige. „Marlitt oder Mühlbach,“ dachte ich. Aber ich hatte geirrt. Das Buch hieß: „Vergleichende anatomische Untersuchungen über das Gehörorgan des Menschen und der Säugethiere“ von Joseph Hyrtl. Nachdem ich das Buch erkannt, sah ich mir die Leserin noch genauer als vorher an. Ein hochgewachsenes Mädchen. Ganz in Schwarz gekleidet, ein wenig nachlässig und doch nicht ohne Koketterie. Das Haar nach Männerart geschnitten. Das Gesicht sonnverbrannt, mit leiser Hinneigung zum viereckigen Format, etwas vorspringende Backenknochen, tieflie-

gende kleine Augen, also ungraziös und unschön, aber intelligent, bestimmt, herrisch, in jedem Zuge der Ausruf: „Ich bin ein ganzer Mann!“ Wie alt sie war, das konnte man ihrem Gesichte nicht ablesen: Achtzehn oder Vierzig. Achtzehn, wenn sie über einen harmlosen Spaß von ganzem Herzen lachte. Vierzig, wenn sie auf den schaukelnden Wogen des Gardasees die „Vergleichenden anatomischen Untersuchungen über das Gehörorgan des Menschen und der Säugethiere“ las.

In Salò hatte ich Zeit, vor Beginn der Oper mich in den Straßen zu ergehen. Die Stadt heißt im Volksmunde: „La regina del lago di Garda.“ Man muß solche südländische Vergleiche nicht sehr ernst und nicht sehr schwer nehmen. Wenn ein elender Landwein „Goccia d'oro,“ ein Dörfchen ein „Paese“ heißt, warum soll Salò nicht „die Königin des Gardasees“ genannt werden? Besagte Königin ist ein schmutziges Städtchen, in dem es nichts zu sehen gibt, als eine mittelmäßige Statue des hl. Carl Borromäus. Nachdem ich im Café del rinascimento rasch als forestiere erkannt worden und man mir in der Eigenschaft als Fremder erlaubt hatte, für einige Notabilitäten von Salò ebensoviel Becher Turiner Wermuths zu bezahlen, stürzte ich mich in die Oper, die ich gegen elf Uhr Nachts ohne erhebliche Schädigung meiner Ohren verließ; ich ging zu Schiffe, fand

meine russische Familie wieder, und . . . ich weiß nicht mehr, wie es kam, aber genug daran: ich befand mich plötzlich in einem Gespräche mit ihr, und als wir auf die Oper zu reden kamen, meinte ich, es wäre doch interessant, zu wissen, wie nach Hyrtl's Meinung die eben überstandene Aufführung des „Rigoletto“ auf das Gehörorgan von Säugethieren wirken würde. Nadjesda sah mich strafend an. Es schien sie zu ärgern, daß ich ihre Lectüre ausspionirt hatte. Ich fühlte den stillen Vorwurf, wurde verlegen, aber wir kamen über diese Störung bald hinweg, und unterwegs wurden wir gute Freunde. Die Nacht war still, würzig, lau, der Mond warf einen Silberregen auf die gekräuselten Fluthen des Sees — man hätte wünschen mögen, es werde niemals Tag, auf daß diese Nacht nimmer ende. Die Familie Gontschaloff wohnte im „Sole,“ dem Gasthof zur „Sonne.“ Sie war für den ganzen Winter nach Riva gekommen. Der Sohn, von einem schweren, inneren Leiden heimgesucht, um dem heimischen Klima zu entgehen. Die Mutter, um sich nicht von ihrem Sohne zu trennen. Die Tochter . . . „Ich bin nämlich Arzt,“ sagte Nadjesda mir, „habe in Bern studirt und dort auch den Doctorhut erworben. Seit jeher war es mein Traum, Medicin zu studiren, und die Krankheit meines Bruders bestärkte mich in dem Vorsatze, dieses

Studium zu treiben. Wer, dachte ich mir, kann Iwan besser pflegen als seine Schwester, wenn diese zu gleicher Zeit Arzt ist? Diesen Winter widme ich ganz meinem Bruder. Im Frühling wird er, hoffe ich, soweit hergestellt sein, daß ich ihn fremden Aerzten anvertrauen kann. Dann gehe ich nach Paris, um bei Charcot zu arbeiten.“ Das sagte sie ohne Prätention, ohne Ziererei, wie etwas Selbstverständliches. Ich begann, mich für Nadjesda zu interessiren. In Riva angekommen, erbat ich mir die Erlaubniß, die Familie im „Sole“ besuchen zu dürfen, und von da an war ich mehr im „Sole“ zu finden als im „Giardino.“ Was soll ich's leugnen? Wir Männer sind doch alle eitel, so eitel fast wie die Frauen. Ich sagte mir, es wäre wohl der Mühe werth, ein Mädchen wie Nadjesda zu gewinnen. Daß man sie nicht erobern könne wie eine Andere, war mir klar. Ich suchte, geistig auf sie zu wirken. Ich behandelte sie wie einen Mitstrebenden, wie einen Kameraden, und doch wie eine Frau, der man huldigt. Eines Tages aber — wir saßen beim Frühstück, und bemühten uns, in Oel gebratene Cotelettes zu verzehren — sah sie mich durchdringend an. „Sie leiden?“ frug sie mich, und ihr Blick heftete sich durchdringend auf mein Gesicht. „Nehmen Sie solchen Antheil an mir?“ — „Gewiß. Das kann Sie doch nicht in Verwunderung setzen.“

— „Dann müssen Sie mir aber auch erlauben, Ihnen zu sagen, wie nahe Alles mich berührt, was Ihre Person betrifft.“ — „Fiebern Sie des Morgens? — „Ein wenig.“ — „Erlauben Sie einmal, daß ich Ihnen den Puls fühle.“ Sie ergriff mein rechtes Handgelenk und ich bemerkte, daß sie eine weiße, fein geformte Hand hatte. Bedenklich schüttelte sie den Kopf. „Ich muß Ihre Lungen untersuchen,“ fuhr Nadjesda fort. Ich wurde ein wenig verlegen. „Das kann Ihnen doch nicht unangenehm sein?“ meinte sie. „Als Arzt bin ich Arzt und nicht Frau oder Mann.“ Nach Tische ging ich auf ihr Zimmer, sie gab sich der Untersuchnng meiner Lungen länger als eine Viertelstunde hin, dann sagte sie: „Es ist nichts“ und sie gab diesen Worten einen Ausdruck leise schmerzlicher Enttäuschung. „Was ist nichts?“ frug ich. — „Ihre Lungen sind kerngesund. Nervöse Ueberreiztheit, nichts sonst!“ Wir plauderten noch eine Weile, dann ging ich; Nadjesda machte mir den Eindruck eines Menschen, der sich in irgend einer Erwartung betrogen sieht. Von da an ward sie kühler gegen mich, schenkte mir weniger Aufmerksamkeit, bekundete mir ein offenkundiges Abnehmen ihres Interesses für mich. Mein Tischnachbar, ein Offizier, der bei Wörth verwundet worden war und sich von den Folgen noch nicht gänzlich erholt hatte, bemerkte das

auch, und als wir wieder allein waren, liehen wir unseren Beobachtungen Worte. Wilhelm v. H. gestand mir offen, er habe eine tiefe Neigung zu Nadjesda gefaßt, und sie brauche nur zu wollen, um seine Frau zu werden. Sein Vermögen, seine gesellschaftliche Stellung könnten allen Ansprüchen eines Mädchens genügen. Nur eins bleibe zweifelhaft, ob er Nadjesda geistig befriedigen würde. Als wir nach diesem Austausche von Vertraulichkeiten wieder mit Nadjesda beisammen waren, brachte ich das Gespräch auf Liebe, Brautschaft und Ehe! „Was müßte man thun, damit Sie sich ernstlich für Einen interessiren?" frug ich Fräulein Doctor. „Irgend eine ungewöhnliche Krankheit haben, an der ich mein Talent als Arzt erproben könnte." — „Ich bin also abgethan?" Nadjesda erröthete, gab aber zur Antwort: „Sie übertreiben. Allein, warum soll ich lügen? An und für sich interessiren Männer mich nicht mehr als Frauen. Nur der kranke Mensch, gleichviel ob Mann oder Weib, nimmt meine ganze Theilnahme in Anspruch." — „So ist der Gesunde für Sie gar nicht vorhanden?" — „Doch, um mit ihm zu plaudern, oder, wenn er Arzt ist, um von ihm zu lernen." Wilhelm hörte aufmerksam zu, ohne sich in das Gespräch zu mengen. Auch die übrige Tischgesellschaft lauschte schweigend. Die Damen mieden Nadjesda, denn sie erklärten dieses weibliche

Doctorthum für eine bloße Extravaganz, und so oft sie einen Tag zu Ende gefaulenzt hatten, einigten sie sich dahin, eine Frau könne sich nützlich machen, auch ohne mit dem Doctortitel zu kokettiren. Die Männer getrauten sich nicht, Nadjesda nahe zu kommen. Ihnen erschien Fräulein Doctor wie ein seltsames Geschöpf aus anderen Welten, wie ein merkwürdiges Räthsel. Am schweigsamsten aber in Nadjesda's Gegenwart war Signor Buroni, ein italienischer Tenorist, der, um etliche Wochen auszuruhen, bei seinen Verwandten in Riva verweilte und im „Sole" die irdische Nahrung zu sich zu nehmen pflegte. Ein schöner Mann mit schwarzen Locken, zierlichem Schnurrbärtchen, elegant gekleidet, dumm wie ein Fisch. Er sprach wenig, das Wenige aber war voll Anmaßung und lächerlich. Er trug immer Lackstiefeletten, eine große Busennadel, die er von Victor Emanuel zum Geschenk erhalten hatte, und einen weithin funkelnden Brillantring, über dessen Provenienz er durchaus nichts Näheres sagen wollte, „denn," meinte er, „gegen Damen muß man discret sein." Einmal sang er uns im „Sole" einige Lieder mit schöner Stimme, aber ohne Empfindung, doch verdrehte er bei Stellen wie „Tu sei 'l mio amor'" die Augen, um über seinen Mangel an Gefühl zu täuschen. Buroni und Nadjesda verkehrten nur sehr oberflächlich miteinander. Wilhelm dagegen

machte alle Anstrengungen, um sich Nadjesda zu nähern. Er erdichtete endlich, da er kein anderes Mittel mehr wußte, eine originelle Krankheit, um Nadjesda an sich zu fesseln. Mit dem ganzen Scharfsinn seines Verliebten combinirte er ein Krankheitsmärchen der verwickeltsten Art. Nadjesda nahm ihn in Behandlung. Er unterwarf sich der peinlichsten Cur, trank unausstehliche Mixturen die schwere Menge, und das Alles nur, um für Fräulein Doctor ein irgendwie bemerkenswerther Mensch zu werden. Behauptete er, sich wohler zu fühlen, war Nadjesda hocherfreut; ging es ihm angeblich schlechter, war sie betrübt. Das dauerte so einige Wochen. Ich sah ein, Wilhelm könne auf diese Art zu keinem Resultate gelangen, und nachdem ich mir die Erlaubniß des liebeglühenden Kriegers hiezu erbeten hatte, entdeckte ich Nadjesda die ganze Komödie und hielt feierlich um ihre Hand für Wilhelm v. H. an. Sie war vor Wuth außer sich. Sie fand es empörend, daß man derart mit ihrem wissenschaftlichen Ernste gespielt. Davon, daß sie Wilhelm's Hand annehme, könne selbstverständlich gar keine Rede sein. Sie werde überhaupt nicht heirathen. Für sie gebe es nur zweierlei Menschen: Aerzte und Kranke. Die Gesunden seien für sie nicht vorhanden. Für Empfindsamkeit habe sie keine Zeit. Sie sei kein Mädchen, dem man nachstelle wie einem Gänschen

von Buchenau, damit basta! Diese harte Antwort mußte ich Wilhelm bringen. Ohne Abschied zu nehmen, reiste dieser am nächsten Morgen ab. Ich blieb noch einige Tage, dann ging ich nach Wien. Ehe ich den Stellwagen bestieg, der mich nach Mori, der nächsten Eisenbahnstation, bringen sollte, nahm ich nochmals herzlichen Abschied von der Familie Gontschaloff. Ich versprach Nadjesda, sie im nächsten Winter in Paris aufzusuchen. „Ich führe Sie dann," rief sie mir nach, „auf die Klinik von Sée, dort ist das herrlichste Material der Welt beisammen." Ich hatte für den projectirten Pariser Aufenthalt manch Anderes vor, das mir interessanter erschien, als die Kranken des Professors Germain Sée, aber ich hütete mich, das zu äußern. Indessen kam die Reise nach Paris nicht zustande. Im nächsten Winter schickte mein Arzt mich wieder nach Riva. Ich kehrte im „Sole" ein. Dort empfing die Cameriera mich mit der Meldung, ich würde alte Bekannte antreffen. „Wen?" — „Signor und Signora Buroni." — „Die Signora kenne ich nicht." — „O doch, sie hieß früher Nadjesda Gontschaloff." — Ich starrte Giuseppa sprachlos an. „Fräulein Gontschaloff hat den Tenoristen geheirathet?" — „Jawohl, Signor." — „Warum hat sie denn das gethan?" — „Liebe, Signor, nichts als Liebe. Signor Buroni hat sich vom Theater zurückgezogen.

Er braucht jetzt nicht mehr zu singen, kann leben, ohne sich zu plagen. Seine Frau, die sich seinetwegen mit ihrer ganzen Familie verfeindet hat — die Familie wollte nämlich diese Heirath nicht zugeben — besitzt eine große Rente, Signora Buroni prakticirt nicht als Arzt, nur um die Gesundheit ihres Mannes bekümmert sie sich, in den sie bis über beide Ohren verliebt ist. Ja, wissen Sie, Signor . . .“ Wer weiß, wie lange Giuseppa noch so fort geschwätzt hätte! Aber ich ließ meinen Koffer wieder hinabtragen, bezahlte rasch das Zimmer für einen Tag und fuhr spornstreichs nach Mori zurück, um über Botzen nach Meran zu gehen und hier den Winter zu verbringen. Riva war mir verleidet, denn dort hätte ich Fräulein Doctor als Signora Buroni sehen müssen. Als ich durch Mori fuhr, spielte ein Leierkasten die alte Melodie, die ich unwillkürlich mitsummte:

„La donna é mobile
Qual pium 'al vento . . .“

Ein Vergessener.

Versengend brennt die Julisonne in mein Zimmer hinein. Jedes Stäubchen in der Luft zittert vor Hitze . . .

Kein störender Laut regt sich, nur die Fliege an der Mauer summt, aber auch sie ist müde; sie summt ehrenhalber, weil das eben ihr Beruf ist. Meine Angorakatze — sie heißt „Lilith" — liegt an der sonnigsten Stelle, ein Strahlenbündel fällt schräg auf ihr weißes, silbern schimmerndes Fell, leise schnurrt sie und hält die Augen geschlossen. Warum bin ich nicht eine Katze, die nirgends sich wohler fühlt, als im Bannkreise des leuchtenden Helios? Warum nicht ein Lachs, der in diesen Tagen des Verschmachtens geruhig in den Fluthen des Rheins zwischen rebenumstandenen Ufern dahinschwimmt? . . . Ein Größerer vor mir, Robert Hamerling, hat Aehnliches gefragt:

„. . . warum ist der Mensch, der hohe Mensch,
Nicht auch geflügelt wie der ärmste Sperling?"

Ja, wenn ich geflügelt wäre! Ich flög' in den Wald, wo er am dichtesten ist, setzte mich an den Rand der rauschenden Quelle und ließe erst spät durch Hunger und Kälte mich wieder zurücktreiben in die bewohnte Stadt. So aber — ein Mensch, und darum bedauernswerth! — brüte ich vor meinem Schreibtische, Sirene „Tinte" entläßt mich nicht aus ihren Umarmungen, und obwohl in ihren Liebesgärten nicht Hesperiden-, sondern Galläpfel wachsen, hält sie mich gefangen im Bereiche der Bücherei und des gewohnten Arbeitsplatzes. Sirene, wer deinen Zauber nicht verkostet, der kann ihn nicht begreifen! Wir, die dir angehören, sind deine Sklaven. Was gilt uns die bauchige, mit dem Silberkragen bekleidete Champagner-Bouteille, in der es goldig braust und aufsteigt, gegen das Fläschchen mit der Ueberschrift: „Echte Alizarintinte!" Martin Luther hatte Recht, als er auf der Wartburg dem Teufel das Schreibfaß an den Schädel warf. Macht gegen Macht! Tinte gegen Teufel . . .! Jene ist stärker, als diese, denn in dem „besonderen Safte" wohnt alles Gegensätzlichste beisammen: Himmel und Hölle, Laster und Tugend, das Gute und das Schlechte, das Untermenschliche und das Uebermenschliche . . . . Ich Aermster fühle mich als dein Knecht, schwarz-grünliche Sirene, denn wärest du nicht, so säß' ich nicht hier innerhalb der mit Hitze durchtränkten vier Wände! Mit dem

Bleistifte wollt' ich mich abfinden; der müßte mit mir hinauf bis auf den First des Großglockners — du aber umklammerst mich und zwängst mich nieder in den breiten Lehnstuhl, der höhnische Grimassen schneidet, als wollte er sagen: „Etsch! Etsch! Du mußt zu Hause bleiben und möchtest in den Bergen sein."

Versengend brennt die Julisonne in mein Zimmer hinein. Jedes Stäubchen in der Luft zittert vor Hitze....

Jetzt schläft auch die Katze. Sie läßt sich's gut sein; hungrig ist sie gewiß nicht, denn wenn sie essen will, schweigt sie nicht still, sondern schreit: „Miau! Frau! Miau! Frau!" mit ihrer feinen Stimme so lange, bis der Haussegen kommt und ihr etwas Gutes bringt. Die Fliege hat aufgehört, zu summen, mir ist, als könnte ich mein eigenes Herz schlagen hören. Da dringt ein Seufzer an mein Ohr, ein Seufzer, tief und schwer, wie er nur der Brust eines Unglücklichen sich entringen kann. „Wahrscheinlich eine Sinnestäuschung," denke ich. Aber der Seufzer wiederholt sich, und da es einen Schriftsteller immer interessirt, wenn etwas in seiner Nähe eine zweite Auflage erlebt, wende ich mich um und suche nach dem Ursprunge des melancholischen Geräusches. Ein Seufzer entsteht nicht aus sich heraus. Es muß Jemand ihn geseufzt haben. Aber wer? Ich nicht. Ebensowenig der Schreibtisch und der Lehnstuhl. Auch das Sofa nicht, denn

von dort, wo es sich befindet, ist der Seufzer nicht gekommen. Vielleicht aus der Bibliothek! Sie stehen Alle am gewohnten Platze, die Großen und die Kleinen, Goethe olympisch-heiter, Schiller dithyrambisch-schwungvoll, Beaumarchais burschikos-verwegen, Voltaire schneidig-boshaft; die Hitze hat Keinen aus der Contenance gebracht, Schopenhauer verneint nach wie vor den Willen zum Leben, Leopardi huldigt entzückt der Verzweiflung, Anakreon liebt und trinkt, dem Sommer zum Trotze, Meyer's Conversations-Lexikon weiß Alles, kennt Alles, sagt Alles... Nichts hat sich verändert.

„Entschuldigen Sie, meine Herren und Damen," frage ich höflich, „hat Jemand von Ihnen geseufzt?" Heinrich Heine, der neben einem Roman von Fanny Lewald geschlafen hat, wacht auf, gibt mir eine saftig ungezogene Antwort, kehrt mir darauf wieder seinen Lederrücken zu und schläft von neuem ein. Die „Corinna" der Madame Staël aber meint: „Sie sollten nicht so indiscret sein, Damen zu stören, wenn sie im Negligé sind," und ich bemerke erst jetzt, daß sie wegen der großen Hitze den Einband abgelegt hat. Nun erhebt Goethe's „Götz von Berlichingen" seine kräftige Stimme und schreit mich an .... ich will lieber gar nicht zuhören, denn dieser Polterer nimmt sich selbst im Burgtheater nur ungern ein Blatt vor den

Mund. Ich frage meine Bücher überhaupt nicht weiter, denn sonst setzen sie mich vor die Thür, und ich mag mich nicht einmal von Classikern hinauswerfen lassen.

Da zieht abermals ein Seufzer aus der Stube. Er kommt aus dem Zimmer nebenan — die Thür steht offen — aus der Ecke, wo der Ofen postirt ist. Soll ich meinem Ohre trauen? Seit Jahren kenne ich diesen Ofen, aber niemals noch habe ich ihn seufzen gehört. Es ist ein schöner Ofen, voll Ausdruck und Charakter. Aus grünen, glasirten Kacheln besteht er, verziert mit allerlei Figuren und Schnörkeln; er tritt behäbig auf, nicht so windig und nichtssagend wie die alltäglichen weißen Oefen; er gehabt sich als Patricier, und vom Gesimse kann man es ihm ablesen, daß er zu den ältesten Ofen-Familien gehört. Er nimmt nicht wenig Raum für sich in Anspruch, aber dafür verbreitet er um sich eine Atmosphäre bürgerlicher Behaglichkeit, familiärer Wohligkeit. Da er kräftig genug ist, habe ich ihm etwas zu tragen gegeben: eine Bronzefigur, ein kniendes Mädchen, das mit der Rechten eine Kanne ausgießt, wahrscheinlich, um sich zu waschen. Genau kann man das nicht wissen. Diese Bronzefigur ist mein Stolz. Zwar gibt es großartigere Werke — ich selbst habe in Italien schönere gesehen — aber das sieht zusammen so stattlich aus: der grüne Kachelofen und darauf das Bronzemädchen mit der Kanne.

Also, wie gesagt, aus der Ecke kommt der neue Seufzer. „Jetzt möchte ich aber doch wissen,“ rufe ich ungeduldig, „wer das ist!“ — „Ereifern Sie sich nicht, ich habe geseufzt,“ antwortet mir klar und vernehmlich der Ofen. Ich hatte früher nicht gewußt, daß Oefen auch sprechen können; seither ist meine Achtung vor den Menschen sehr gesunken; denn was bedeuten diese in der Welt, wenn ihnen nicht einmal das Privilegium der Sprache gewahrt bleibt!“

„Ich habe geseufzt,“ fährt der Kachelofen fort, „weil ich unglücklich bin. Wenn ich eine Portion Eis hätte — ich kann nämlich Kälte nicht vertragen — würde ich mich umbringen.“

„Lieben Sie vielleicht ohne Gegenliebe? Freilich“ — eine Idee durchzuckte mich — „ich hab's. Das Bronzemädchen mit der Kanne hat es Ihnen angethan. Nun ja, das lange Zusammenleben, Gewohnheit, genaue Kenntniß Beider Tugenden . . . .“

„Ach, was Ihnen nicht einfällt! Ich bin nicht mehr in dem Alter, in welchem man liebt, und wenn ich noch einer Thorheit fähig wäre, so wüßte ich mir ein besseres Ideal als diese metallene Jungfrau mit dem ewigen Reinigungsproject.“

Das Bronzemädchen wirft ihm einen grimmigen Blick zu; er aber läßt sich dadurch nicht irre machen, sondern fährt ruhig fort: „Ich habe nur allzuviel

Grund zum Seufzen. Vorüber sind für mich die Tage des Glanzes, mein Reich ist zu Ende. Vor Allem fühle ich mich alt und schwach."

„Fehlt Ihnen etwas? Ich lasse einen Hafner holen, damit er Sie behandle; wenn Sie wollen, einen berühmten Specialisten für grüne Kachelöfen mit Figuren und Schnörkeln."

„Sie sind sehr gütig, aber es wäre schade um das Geld. Mir kann der Arzt nicht mehr helfen. Lassen Sie mich ruhig sterben und sorgen Sie seinerzeit gütigst dafür, daß ich anständig begraben werde."

„Schmerzt Sie etwas? Haben Sie sich vielleicht aus dem Kamin einen Rheumatismus zugezogen?"

„Nichts von alledem. Aber mich friert jämmerlich."

„O, Sie Glücklicher! Könnte ich das sagen!"

„Wir Oefen sind eben anders gebaut, als ihr Menschen. Ich fühle mich nur dann wohl, wenn es in meinen Eingeweiden prasselt und knistert und glüht, wenn die Flammen mir zu Kopfe steigen und meine Kacheln tüchtig warm werden. Wie lange ist es schon her, daß ich solch' angenehme Empfindung nicht gehabt! Ich weiß gar nicht mehr, wie einem Geheizten zu Muthe ist."

„Na, wenn Ihnen das Ihre Lebensfreude wiedergeben kann, so will ich Sie heizen lassen. Nur erlauben Sie, daß ich mich entferne."

Wieder ein tiefer Seufzer. Dann fährt mein Ofen fort: „Das würde mir nicht nützen; wir Kachelöfen sind gefühlvoll, und das physische Moment spielt deßhalb bei uns nicht die erste Rolle. Allerdings muß ich, um wohl zu sein, mit Holz und Kohle gefüttert werden; aber das allein macht es nicht. Sie vergessen, daß unsereins seine sittliche Mission hat. Sie vergessen, daß auch ein Ofen ehrgeizig sein kann. Bedenken Sie doch, welche Rolle spiele ich im Winter und welche im Sommer. Jetzt . . . das Wort schneidet mir tief in die innersten Kacheln . . . . jetzt bin ich — ein Vergessener. Darüber kränke ich mich zu Tode. Wenn Sie mich derzeit abtragen und in einen Winkel werfen lassen, so wird kein Mensch mich vermissen, Einer oder der Andere aber mir den Nachruf widmen: „Gott sei Dank, daß der lästige Geselle entfernt ist, er hat nur unnütz Raum eingenommen!“ Begreifen Sie, was es heißt, nach einer glänzenden Vergangenheit eine mesquine Gegenwart durchleben? Wenn ich mich an die Zeit erinnere, da ich täglich fünfzehn Stunden geheizt wurde und mich nun betrachte: kalt, abgethan, überflüssig, so kann ich mich in eine ehemals gefeierte Primadonna hineindenken, die ihre Stimme verloren hat. Wozu lebe ich, wozu bin ich auf der Welt? Das Bronzemädchen könnte anderswo stehen, als auf mir.“

„Lieber Ofen, Sie sind ein Schwarzseher.“

„Ich sehe ganz klar. Warum soll ich mich über meine Lage täuschen? Ein Stück böhmische Steinkohle und ein Buchenscheit aus dem Wienerwalde haben mir einmal Genaues darüber erzählt, wie ihr im Sommer gern im Freien lebt, Höhen ersteigt und im Schatten der Bäume zu ruhen liebt. Was ist euch da Hekuba? Was da ein armer Ofen? Auf den Bergen und in den Wäldern winken euch andere Reize, und ihr erinnert euch gar nicht daran, wie ihr ehemals den Ofen mit den Händen gestreichelt, ihn zu eurem Liebling, zu eurem Vertrauten erkoren habt. Undank, dein Name ist: Mensch. Gestern dein Liebling, heute ein Vergessener!“

Versengend brennt die Julisonne in mein Zimmer hinein. Jedes Stäubchen in der Luft zittert vor Hitze...

Mein Ofen seufzt und spricht weiter: „Wie stolz habe ich mich noch vor acht Monaten gefühlt! Wie war ich meines Werthes mir bewußt! Alles drängte sich zu mir, Alles wollte in meiner Nähe sein; man verhätschelte mich, man bekümmerte sich unaufhörlich um mich; Alt und Jung hatte fortwährend die Frage auf den Lippen, ob ich genügend mit Nahrung versehen sei, kurzum, ich kann es getrost sagen: ich war die Hauptperson im Hause. Niemand übertraf mich an Wichtigkeit. Schrieb Einer einen Brief, so sah er

erst nach mir, schürte ein bischen in meinem Innern und steckte mir, ehe er die Feder in die Hand nahm, rasch noch ein paar gute Bissen Holz in den Mund. Ging es zu einer Mahlzeit, so erhielt die Magd vorher den Auftrag: „Sorgen Sie dafür, daß der Ofen recht warm sei.“ Sollte ein Buch vorgelesen werden, so versicherte man sich meiner Stimmung. Wie reizend war einmal ein Abend, als Einer den „Spaziergang“ von Schiller declamirte und mir dabei so recht, recht warm um's Herze war, und die Leute im Zimmer sich darob freuten, daß die Sonne Homer's auch ihnen lächle . . . Nun ist das Alles vorüber, vorbei, ein zerronnener Traum.“

„Sie haben doch schon viele Sommer durchgemacht und wissen darum, daß Ihre Zeit, der Winter, immer wieder kommt.“

„Diesmal habe ich den Glauben an solche Wiederkehr verloren, denn ich fühle mich zu Tode krank, und mir ist, als solle dieser Sommer ewig, ewig dauern.“

„Beruhigen Sie sich, er wird vergehen . . . . Das ist ja das Aufrichtende oder das Niederschmetternde — wie Sie wollen! — daß die Natur gleichmäßig fort ihren Gang geht, alle Wünsche von Menschen und Kachelöfen nicht beachtend. Sie und mich, uns Beide, zermalmt sie. Heute steigen wir noch auf Berge, morgen verwehrt es uns der Frost, der Schnee, das

Eis . . . Heute trauern Sie, weil Sie sich ein überflüssiges Stück Hausrath denken, morgen sind Sie das Centrum des häuslichen Lebens, heute ein Vergessener, morgen ein Idol."

„Glauben Sie, daß wirklich wieder ein Winter für mich kommt?"

„Schneller, als mir lieb ist."

„Und diese schreckliche Sommerszeit wird enden?"

„Rasch, wie die Rose verblüht."

Der Ofen wird warm vor freudiger Hoffnung. Mich fröstelt es . . . Aber das dauert bei uns Beiden nicht an. Der Augenblick, der immer Recht behält, erlangt die Oberhand. Mein Kachelofen friert wieder und steht wieder als ein Vergessener da. „Brr!" macht er und stößt einen Seufzer aus.

Versengend brennt die Julisonne in mein Zimmer hinein. Jedes Stäubchen in der Luft zittert vor Hitze...

Er will sich umbringen.

Neulich habe ich ihn wieder gesehen, den kugelrunden, rothbackigen, etwas mühsam athmenden Hieronymus Brösel. Und wieder fühlte ich mich wohlig angeheimelt bei seinem Anblicke; mir war, als müßte ich angesichts dieses Menschen selber dick werden. Es gibt Leute, deren bloße Erscheinung auf Einen wirkt, wie eine Melodie: traurig oder lustig, wie ein Todtenmarsch oder wie ein Walzer. Gewisse hagere, blasse Menschen mit schlotterndem Gange erinnern uns an die Flüchtigkeit alles Irdischen. So oft wir sie verlassen, ist uns, als müßten wir ihnen aus Höflichkeit sagen: „Ich wünsche Ihnen ein recht angenehmes Grab,“ oder „Sterben Sie wohl.“ Dagegen die Anderen, die Feisten, die Schmunzelnden, die „wohlbeleibte“ Gattung, die Shakespeare's Cäsar — der Schlaue — um sich zu haben wünscht! Nicht, als ob Cäsar immer damit Recht hätte, daß die hageren Menschen „viel denken.“ Nein, es gibt Hagerkeits-Virtuosen, wandelnde Skelette,

h mit Denken niemals abgeben. Aber die Wohl-
ten verbreiten um sich eine Atmosphäre der Be-
hkeit, ein Wohlgefallen am irdischen Genuße, eine
Freude an des Lebens Gaben. Wenn ich Hiero-
s Brösel sehe, so denke ich an gute, nahrhafte
en, an junge Enten und frische Forellen, an echte
dkrötsuppe und rosig zarten Hummer, an Pilsener
so blond und liebenswürdig, wie eine germanische
frau. Seine Gestalt bedeutet für mich eine ganze
phonie von Speisen und Getränken. Als ich einmal
ner Gesellschaft ein bekanntes Praterwirthshaus
te, grüßten ihn die Stammgäste mit unverkenn-
Ehrfurcht, ja einige der jüngeren erhoben sich
hm respectvoll von ihren Sitzen . . . sie wußten

spät; Brösel's Gunst ist mir verscherzt, und keine Ewigkeit bringt sie zurück. Brösel ist einer der unglücklichsten Menschen der Welt. Ein geheimer Kummer nagt an seinem Herzen, das Leben ist ihm zur Last, er stellt nicht selten, wie Hamlet, sich die Frage: „Sein oder Nichtsein?“ Unbedachterweise wollte ich an seine düstere Stimmung nicht glauben. Als wir eines Abends bei einem herrlichen Tropfen beisammensaßen, seufzte er schwer und tief. „Was haben Sie?“ frug ich ihn. — — „Ach, mit mir geht es zu Ende.“ — „Sind Sie krank?“ — „Gesund wie ein Fisch im Wasser. Aber ich mag nicht länger leben. Ich habe dieses schmale Dasein satt, meine Freunde müssen darauf gefaßt sein, daß ich eines Tages diese Last von mir schüttle.“ — „Sie machen aber gar nicht den Eindruck eines Selbstmord-Candidaten.“ — „Das ist es ja, was mich am meisten kränkt. Ich sehe immer blühender aus und werde immer dicker, aber innerlich, *innerlich* magere ich ab, Sie wären entsetzt, wenn Sie mich innerlich sehen könnten. Dabei muß ich noch Complimente über mein brillantes Aussehen anhören, mich beneiden lassen, und wenn ich meines Lebensüberdrußes erwähne, lachen die Leute.“ Darauf konnte ich auch nicht anders als lachen; denn eher vermöchte ich mir einen Mops mit einer Tenorstimme, als den Lebensüberdruß Brösel's vorzustellen. Mein Gelächter verletzte ihn tief. Er erhob

Schmerz glauben und darum
Es ergeht ihm, wie es eine
er ist vor Kurzem gestorbe
durch glückliche Speculatione
Vermögen erworben, lebte m
quemlichkeit, war in allen
ein vollkommener Sybarit ge
lose Küche, trank die besten
wurzelnde Liebe für Tafelfre
theuersten und feinsten Cigar
Kleider, kaufte kostbare Gemäl
nichts, was man mittelst Rei
kann. Bei dem Dampfe sein
Cigarren pflegte er mir schwer
taugt das Alles! Geld macht
sichere Ihnen, ich gäbe mein G

bieten. Wie glücklich seid ihr Unbemittelten! Ihr dürft dem Zuge eures Herzens folgen, bei euch weilen die Musen, indessen wir nur mit den unerquicklichsten Seiten des Lebens zu thun haben. O, über den Schacher und die Gewinnsucht!" Diese Entrüstung hinderte ihn nicht, an der Börse sehr geschickt zu operiren, und er wich immer mit allerlei Kniffen aus, wenn ich ihm sagte, das Glück der Mittellosigkeit könne er sich sehr leicht verschaffen, er brauche nur sein Geld zu verschenken, und dann anstatt in seinen Salons über die Chancen der Creditactien nachzudenken, in einer schlecht möblirten Dachstube Sonette zu machen und sich auch in schwierigeren Versgattungen zu versuchen. Besonders angelegentlich empfahl ich ihm die Sapphische Strophe; er aber blieb bei „Credit," und bei seinem Tode hinterließ er keine ungedruckten Manuscripte, dafür jedoch eine halbe Million Gulden. Seinen Erben war das lieber.

Wie dieser Schwärmer sich in der Theorie für Armuth, verbunden mit tadellosen Versfüßen, begeisterte, in der Praxis aber den ihm so unerträglichen Reichthum mit Austern und Chablis vorzog, so ist Hieronymus Brösel einer der enragirtesten Anhänger des Selbstmordes im Princip, wird aber in Wirklichkeit, wie ich vermuthe, eines Tages an den Folgen einer Indigestion sterben. Trotzdem war es meinem

rbenen halben Millionär heiliger Ernst mit der
rung für dichtende Armuth, und Brösel ist es
minder Ernst, wenn er erklärt, jeder Mensch
inigem Talent zum Nachdenken müsse früher oder
sich selbst das Leben nehmen. Ich bereue es
seinerzeit über Brösel gelacht zu haben. Vielleicht
nt ihn dieses öffentliche Bekenntniß . . . Un-
lhaft ist er einer der unglücklichsten Menschen,
mals gelebt haben. Daß man dieses Unglück
Gestalt nicht ansieht, ist eine Bosheit des Zu-
Er möchte am liebsten dürr und bleich sein zum
ecken, denn man würde dann aufhören, sich über
Zerrüttung lustig zu machen, man würde ernst
n, so oft er sein Schlagwort vorbringt: „Ich

fort und blieb einige Stunden unsichtbar; man ging auf die Suche nach ihm aus, endlich fand der Vater ihn an den Ufern der Donau, verzweifelt auf die Wellen blickend. „Er will sich umbringen," murmelte der Vater entsetzt, stürzte sich auf Brösel jun., führte ihn nach Hause und versicherte Hieronymus, er brauche keine lateinischen Zeitwörter mehr zu conjugiren, aber sein Leben solle er schonen, sein theures Leben. Hieronymus nahm das Anerbieten des Vaters dankend an, lernte seither nichts mehr, ist aber von dem projectirten Selbstmorde noch immer nicht abgekommen. Mit der Aeußerung des Vaters: „Er will sich umbringen" war das Schlagwort gegeben für alle Zeit. Es liegt seither in der Luft, man spricht von Brösel nur mit Beifügung dieses Satzes.

Bei jeder Gelegenheit fürchtet man, Hieronymus werde endlich doch Ernst machen, und seine Umgebung sucht ihn mit allen Mitteln zur Schonung seines kostbaren Lebens zu bewegen. Hieronymus hat sich mit Literatur im Allgemeinen wenig abgegeben. Dagegen besitzt er eine Sammlung von Büchern, die über den Selbstmord handeln; er hat sie alle gelesen; und da er aus der Mehrzahl die Ueberzeugung geschöpft, der Selbstmord sei berechtigt, ist es umsomehr zu bewundern und anzuerkennen, daß er bisher keinen ausgeübt. In seinem Hause pflegt er nach dem Mittagessen — er

nlich viel und braucht darum nach Tisch ein
hen Ruhe — sich auf eine Causeuse zu legen,
eife anzuzünden und in einem gediegenen Werke
en Selbstmord zu lesen. Seine Frau und seine
gehen auf den Fußspitzen durch das Zimmer.
ollen ihn nicht stören. Aber ängstlich, fragend
sie auf den großen Lebensverächter, um zu er-
welche Wirkung die Lectüre auf ihn hervor-
Es könnte doch sein, daß die Fachliteratur ihn
auf die Idee brächte, sich praktisch aus dieser
inauszubefördern. Aber die Guten sind grundlos
Brösel schläft nach einer Viertelstunde Lectüre
s geöffnete Buch fällt zu Boden, und Hiero-
wird erst zum Nachmittagskaffee geweckt, den

„Man hätte mich nicht hindern sollen," setzt sich aber in seinen Schaukelstuhl und läßt sich eine kleine Erfrischung reichen, am liebsten etwas kaltes Geflügel. Das verdaut sich leicht.

Brösel erklärt alle Menschen, welche am Leben halten und nicht den Muth haben, des Daseins Last von sich zu werfen, für feige Schwächlinge. Er bereitet eine Schrift vor: „Der Selbstmörder in der Westentasche," die er gratis vertheilen lassen wird, um Propaganda zu machen. Vorderhand ist er über die erste Seite nicht hinausgekommen. Er arbeitet langsam und empfindet zu sehr die Wichtigkeit des Stoffes, um ihn übereilt abzuthun. Indessen, so lange seine Schrift nicht erschienen ist, sucht er mündlich zu wirken. Seinen Freunden und Bekannten empfiehlt er mit aller Beredtsamkeit die verschiedenen Gattungen von Selbstmord, je nach Stand und Alter der betreffenden Personen. Mit besonderer Wärme tritt er für das Cyankali ein, dessen rasche und sichere Wirkung er nicht genug rühmen kann. Gründe zum Selbstmorde findet er bei Jedermann. Er nimmt sich der Bedrängten mit inniger Theilnahme an. „Wenn mir," sagt er einem Witwer, „meine Frau stürbe, ich würde mich sofort aufhenken. An Ihrer Stelle wäre ich schon längst todt." Für einen vom Unglück verfolgten Kaufmann hat er die warm empfundenen Worte: „Sie sollten sich vergiften, lieber

Antipater, Kleanthes, Cato, S
und zählt Namen auf bis zu
Gérard de Nerval. Es sei ei
docirt er, sich nicht umzubringen
er Schopenhauer's gesammel
von Giacomo Leopardi und
und seit einiger Zeit befürwortet
„Vereines zur Verachtung des
in den von ihm entworfenen S
Anderem, der Präsident des Vere
Gelegenheiten Uniform zu tragen
Hose mit Goldborden, Zweispitz
Präsident könne natürlich nur ein
Lebensverachtung sich bereits g

Man müßte ein ganzes B
verfolgen, wie Brösel mit eiser
Nimbus als Selbstmord-Candid

Unangenehmes von sich abschütteln wollte. Seine Geschwister überließen ihm beträchtliche Theile ihres Vermögens, damit er sich nicht umbringe. Eine vornehme Familie gab ihm die einzige Tochter zur Frau, weil er bestimmt erklärte, er werde sich sonst ein Leid anthun. Was er wollte, erreichte er — Niemand wollte die Schuld auf sich laden, ihn in den Tod getrieben zu haben. Dabei that er selten directe Aeußerungen über seine Absichten. Er zog es vor, durch Blicke und Zeichen die letzteren zu verrathen. An jedem Ufer blieb er stehen und sah sinnend in das Wasser. „Wie müßte sich's da drinnen ruhen!“ stand in seinen Augen geschrieben. Er trat an kein Fenster, ohne schaudernd auf das Straßenpflaster zu blicken. Er hätte sich nicht anders geberden können, wenn er die Absicht gehabt hätte, sich im nächsten Moment hinabzustürzen. Er spielte mit jedem Messer so eigenthümlich, so unheimlich, griff sich hiebei an den Hemdkragen — die Zuseher überlief es eiskalt, sie waren darauf gefaßt, Zeugen eines gräßlichen Schauspieles zu sein. Schenkte man ihm keine Beachtung, so stellte er seine kleinen Manöver ein und vergaß für eine Stunde, daß er nicht mehr lange zu leben habe. Er verzweifelt darüber, daß bei alledem sein Aussehen immer blühender wird. Zu seinem Entsetzen strahlt sein Antlitz höchstes Wohlbefinden, während er bitter ausruft: „Was ist das

— dieser eingefleischte Sell
eines natürlichen Todes ste
Beitrag liefern zur Selbs
Jahren mit so viel Eifer
Winkelchen dieser Statistik.
Einfluß die Jahreszeiten a
dimensionen üben. Im M
der meisten Selbstmorde, geh
die Welt. Da blickt er starr
vielsagend die Rechte, hält s
samen Orten auf und seufz
der richtige Monat für Unse
wird immer unerträglicher; en
nicht mehr ruhen, er eilt zur G
Gmunden, wo er eine Villa
besitzt. Wer ihn zum Bahnhof
Blickes verstärkt...

Dichterbriefe.

(Zum erstenmale mitgetheilt.)

Unstreitig liegt ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des Lebens und Wirkens unserer großen Dichter in ihrem Briefwechsel, und ob man auch über die Veröffentlichung von Goethe's „Waschzetteln" lächeln mag, es ist ein eigener Reiz darin, die Heroen der Literatur im intimen schriftlichen Verkehr mit Freunden und anderen Genossen zu sehen. Das vorige Jahrhundert war das Jahrhundert des Briefschreibens. Damals, als es weder Telegramme noch Correspondenzkarten gab, nahm man sich noch die Mühe, Gedanken und Stimmungen seitenlang auseinanderzusetzen, einander über äußere Ereignisse und innere Empfindungen genau zu unterrichten, und man setzte sogar einen Stolz darein, einen guten Briefstyl zu schreiben und den Empfänger zu einer ebenfalls formvollendeten Aeußerung zu veranlassen. Sogar Männer, die, mit der Feder in der Hand, ein großes Tagewerk

Kraft, daß er in seinen Sch
ausgeben konnte und des mä
Ventil bedurfte.

Wir haben heute keinen
Brief=Enthusiasmus aus der (
über. Aber wir besitzen nachge
die Dichter des neunzehnten
Briefschreiben nicht gänzlich

Ein Zufall hat mich in
von Briefen gesetzt, die theil
herrühren, theils an solche
öffentliche nachstehend einige
Ehrenrettung der zeitgenössisc
Der Leser soll erfahren, da
unserer Tage im stillen K
wechsel mit Gleichgesinnten i

Vorgänger das Bedürfniß, sich auch privatim auszusprechen und noch Anderes zu Papier zu bringen, als was sein Beruf ihm auferlegt.

* * *

I.

Leopold Macher an den Herausgeber der Wochenschrift: „Die Zeit."

Sehr geehrter Herr! Ich erlaube mir, Sie ergebenst um freundliche Aufnahme der nachfolgenden Notiz zu bitten. Zu allen Gegendiensten bereit, L. M.

„Der vortreffliche Leopold Macher, den wir mit aller Unbefangenheit als den ersten unter den lebenden deutschen Schriftstellern bezeichnen müssen und dessen Prosa direct an diejenige von Goethe anknüpft, dieser erhabene Geist, dessen Kundgebungen zu den herrlichsten Blüthen der modernen Cultur gehören, Leopold Macher steht im Begriffe, einen Roman unter dem Titel: „Der Floh im Pelz" zu veröffentlichen. Wir haben mit Erlaubniß des Autors einen Blick in sein Manuscript geworfen und müssen ihm hiefür öffentlich unseren Dank aussprechen. Die Handlung des neuen Romanes erhält den Leser in athemloser, unausgesetzter Spannung, und eine Fülle von psychologischen Feinheiten gibt dem Werke einen dauernden ästhetischen Werth. Das Schicksal des unglücklichen Helden erfüllt

nit tiefster Sympathie, und wenn wir das Buch
er Hand legen, fühlen wir das lebhafteste Be-
n, am Ende eines so großen Genußes angelangt
n. Sobald das in seiner Art einzige Werk dem
andel übergeben sein wird, werden wir nicht
len, ausführlich auf dasselbe zurückzukommen und
hönheiten der Dichtung zu würdigen. Vorder-
haben wir es für unsere Pflicht gehalten, schon
m Erscheinen auf die Publication eines Buches
rksam zu machen, das in der That geeignet ist,
zu machen in der modernen Literatur. Wir
daß wir mit dieser Indiscretion dem nur allzu
denen Autor nichts Angenehmes bereiten, aber
ahrheit die Ehre, auf die Gefahr hin, einen der

wie ich bestimmt weiß, einer meiner Collegen sie mit 141.75 bekam. Was halten Sie von Tramway? Wenn Sie glauben, daß sie morgen steigen, so kaufen Sie. Sehr lieb wäre es mir, wenn Sie mich um 5 Uhr Nachmittags im Café Griensteidel im letzten Zimmer, wo die Hofschauspieler sitzen, aufsuchen würden. Ein befreundeter Bank-Director, bei dem ich gestern Abends meine „Sonette eines Troubadours“ mit großem Erfolge vorgelesen, wird mir im Laufe des Tages Informationen geben, die wir verwerthen können. Es scheint, daß Elbethal und Prag-Duxer colossal steigen werden. Dagegen dürften Böhmische Union fallen. Ich weiß aber noch nichts Sicheres, halten Sie daher reinen Mund. Ich erwarte Sie sicher um 5 Uhr. Sollte ich mich durch Dichten etwas verspäten, so erwarten Sie mich, bis ich komme.

III.

Hans Stein an den Verlags-Buchhändler Fritz Deckel in Leipzig.

Geehrter Herr! Indem ich Ihnen anbei ein unterschriebenes Exemplar unseres neuen Vertrages übersende, kann ich nicht umhin, Ihnen im voraus zu sagen, daß ich mich mit meinem nächsten Werke an einen anderen Verleger werde wenden müssen. Sie vergessen immer, daß ich von meiner Feder lebe und daß das Leben ein Kampf ist. Schottlaender in Breslau

mir per Bogen um 20 Mark mehr geboten, als
, und ich kann bei ihm so viel Bogen schreiben,
ich will. Mein neues Buch, das ich für Sie auf
i Bände beschränken mußte, hätte bei Schottlaender
ndestens fünf gehabt. Ich schlage den Unterschied
ng mit dreitausend Mark an. Wenn Sie ein Ein-
n haben, so werden Sie mir wenigstens die Hälfte
nes Schadens ersetzen, und wenn nicht die Hälfte,
doch wenigstens ein Viertel. Wenn Sie wollen,
che ich mich mit 500 Mark aus. Dabei bin ich
r, Sie dürfen es glauben, sittlich entrüstet. Sie
en zwei Autoren, die ich Ihnen nennen könnte,
Bogen um 10 Mark mehr bezahlt, als mir, und
vergessen immer, daß ich von meiner Feder lebe

Göschen in Stuttgart einsendete. Zum Schluße bitte ich Sie noch ergebenst, mir 100 Freiexemplare meines Buches frankirt zu schicken.

IV.

Heinrich Norden, Verfasser der „Gesänge eines Idealisten" an ***.

Lieber Freund! Der Vorschlag gefällt mir. 100.000 fl. sind zwar nicht gar zu viel, aber doch etwas. Daß Sie mir die Photographie eingeschickt haben, war überflüssig. Wie sie aussieht, ist mir gleichgiltig. Was kaufe ich mir für die Schönheit? Reden Sie mit dem Alten, vielleicht gibt er noch etwas zu. Ihre fünf Percent sind Ihnen sicher.

V.

Friedrich Klang an Hermann Drang.

Theurer Freund! Ich habe Deinen letzten Brief so lange nicht beantwortet, weil ich durch den geringen Erfolg meiner Gedichte-Sammlung „Schatten einer Sonne" tief verstimmt bin. Glaube nicht, daß meine Schaffenslust sich vermindert hat. Meine Zeit wird noch kommen, und wenn nicht die Mitwelt, so wird die Nachwelt mich zu würdigen wissen und mir bezahlen, was jene schuldig geblieben. Mein Glaube an mich selbst ist der gleiche geblieben, aber es kann Einen nicht unberührt lassen, wenn man mit ansieht, wie ein verblendetes Publikum das Werthlose vergöttert

m eigentlich Guten kein Verständniß entgegen-
Es kann kein Zweifel darüber sein, daß wir
derzeit die größten Poeten Deutschlands sind.
aube sogar, daß Du noch größer bist, als ich.
aber um Dich und betrachte, was auf dem
e deutscher Dichtkunst den Beifall der Nation
. Geibel, Bodenstedt, Lingg, Hamerling, Schund,
als Schund! Und erst die Neuesten: Griesebach,
Baumbach, ich habe für sie Alle nur ein Lächeln
hnes. Ohne Selbstüberhebung darf ich es sagen:
„Lieder des Abu Jussuf aus Bagdad" stehen
den weitüberschätzten „Liedern des Mirza Schaffy"
ne Pyramide neben einer Lehmhütte. Ich weiß
nichts an die Seite zu stellen, als Dein Epos:

Bruder in Apoll, bald von Dir hören. Du bist der Einzige, der mich versteht! Auf Deine freundlichen Anfragen diene Dir zur Antwort, daß wir uns Alle recht wohl befinden, namentlich meine Frau, der ich zu Ihrem letzten Geburtstage eine neue Ode geschenkt habe. Mein ältester Sohn declamirt schon Gedichte von mir, und so sind wir Alle recht zufrieden und glücklich. Indem ich Dir zum Jahreswechsel wohl zu dichten wünsche 2c.

VI.

Hermann Drang an Friedrich Klang.

Freund! Bruder! Kamerad! Du bist der Einzige, der mich versteht. Du hast mir aus der Seele gesprochen, meinen Empfindungen Worte geliehen, meinen Gedanken Ausdruck gegeben. Wie sage ich doch so schön in meinem Gedichte „An die Lust."

„Lust, du schöner Gottesfunken:
Tochter aus dem Heiligthum,
Wir betreten wie betrunken,
Hehre, dein Elysium."

A propos, dieses wunderbare Gedicht wird von Gotschall als ein Plagiat an Schiller bezeichnet. Kann man nach einem solchen Angriffe noch irgend welchen Respect vor der Kritik haben? Ich lese schon lange keine Kritiken und überhaupt keine Zeitungen. Aber eine öffentliche Anerkennung, wie sie mir neulich im „Lüneburger Anzeiger" zu Theil wurde, thut einem

hen Dichterherzen doch wohl. Ich ein Plagiator
chiller! Als ob an Schiller etwas zu plagiiren
Als ob ein ursprünglicher Poet, wie ich, die
Anderer zu lesen brauchte! Wenn ich Bücher
will, so schreibe ich mir sie selbst. Du wirst
ugeben, daß Schiller längst überwunden ist. Erst
n letzten Tagen habe ich seinen „Spaziergang“
r gelesen und mich darüber halb todt gelacht.
mir gegrüßt, mein Berg, mit dem röthlich strah-
n Gipfel.“ Schiller hat nie einen Berg gehabt,
Berg grüßt man nicht, ein Gipfel strahlt nicht
will lieber gar nicht davon reden, denn Du
ja so gut, wie ich, die Blößen unserer gefeierten
ker. Meine Frau grüßt Euch Alle bestens. Sie

Aufmerksamkeit. Ich habe es schon vor Jahren vollendet und mehreren seither verstorbenen Fachmännern vorgelesen. Mit besonderem Nachdruck berufe ich mich auf das günstige Urtheil von Heinrich Anschütz und Ludwig Löwe, sowie auf die lobenden Aeußerungen des dahingegangenen Freiherrn v. Dingelstedt, der das Stück kurz vor seinem Tode kennen gelernt hat. Nach meiner unmaßgeblichen Ansicht enthält das Stück eine glänzende Rolle für Sie, erhabene Meisterin. Wenn Sie das Stück unter Ihren Schutz nehmen, so ist mein Glück gemacht. Sie sind dann um eine effectvolle Rolle reicher und ich habe endlich Gelegenheit gefunden, mich dem Publikum bekannt zu machen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich zu *jeder* von Ihnen gewünschten Aenderung bereit bin. Wenn Sie es befehlen, so ändere ich Zeit und Ort der Handlung, füge neue Figuren hinein und streiche die alten, sogar die Tochter des Holofernes selbst, und ändere auch den Gang der Action und den Titel.

VIII.

Max Ritter v. Gleichenberg an den Kritiker eines Wiener Blattes.

Lieber Doctor! Sie erhalten gleichzeitig mit diesen Zeilen ein Paket, enthaltend Exemplare meines Romanes: „Fremde Federn.“ Ich bitte Sie, denselben in freundlicher Weise zu besprechen. Glauben Sie aber

daß mir daran liegt, gelobt zu werden. Ich
gar nicht nöthig, zu schreiben, denn mein
der keine Kinder hat, gibt mir mehr Geld, als
che. Vielleicht bringen Sie gefälligst auch die
lung, daß ich an einem historischen Trauerspiele
Aber es liegt mir nichts daran. Ich lebe nicht
nd schreibe alle meine Bücher nur zu meinem
gen. Freilich, die Verleger sind theuer!

Im Reiche der Musen.

Wer einer künstlerischen Production — namentlich einer solchen höherer Gattung — beiwohnt, sollte eigentlich nur für diese Production Ohr und Auge haben, nicht aber für das Publikum ringsum. Spielen sich die erschütternden Schicksale des alten Lear ab, so sollte es uns gleichgiltig sein, wer die blendend schöne Dame da oben in einer Loge ersten Ranges ist. Aber wie weit ist der Mensch überhaupt entfernt von der Vollkommenheit! Wie weit speciell als Genießender in Kunstsachen! Trotz Lear und dem „armen Tom“ erkundigt er sich nach jener Dame in einer Loge ersten Ranges und freut sich, wenn er noch vor Ableben des britannischen Königs den Namen der Dame erfahren hat . . . Täuschen wir uns also nicht über die leidige, aber unleugbare Thatsache, daß wir alle oder doch die Meisten unter uns im Theater und im Concertsaale uns auch noch für Anderes interessiren, als für das Drama, das gespielt, als für das Lied, das eben gesungen wird. Solche Theilung des Interesses

t allerdings gar verschiedenartigen Ausdruck, je
der Eigenart der Individuen. Wer sich den Spaß
t, zu beobachten, auf wievielerlei Weise im Reiche
Musen die Menschen dem eigentlichen Musendienste
u werden, der lernt manche wunderliche Figur,
chen wunderlichen Zug kennen. Wie groß — um
undläufiges Bild zu gebrauchen — Gottes Thier=
n im Reiche der Musen ist, das wurde mir zum
male klar, als ich vor Jahren nach einer Vor=
ng von „Hamlet" im Burgtheater eine elegant
dete Dame, die im Parquet neben mir gesessen
ihren Gatten fragen hörte: „Von wem ist das
?" Seit dieser Frage staune ich über nichts mehr
r Welt; ich zucke mit keiner Miene, wenn man

Es scheint, daß sie auf der Straße einander ausweichen, um dann in einem Musentempel einen höchst erfreulichen Zusammenstoß zu erleben. Nun gibt es für die übrigen Zeitgenossen keine größere Annehmlichkeit, als wenn Herr A. Herrn B. im Musikvereinssaale erblickt, während eben das Adagio der Neunten Symphonie anhebt. Alles lauscht; da entdecken die Freunde, die lange getrennten, einander und fangen an, gegenseitig die wunderlichsten Zeichen zu machen, Grimassen zu schneiden, sich mittelst Mimik um die gegenseitigen persönlichen Geschicke zu erkundigen, und Herr A. macht das Alles so geschickt, daß auch der Nichtbetheiligte deutlich die Frage versteht: „Wie geht es der Frau Gemalin und den lieben Kindern?“ und die Antwort: „Ich danke, recht gut.“ Hie und da protestirt Jemand gegen solche Conversation, aber was scheeren A. und B. sich darum! Nach dem Adagio drängen sie sich aus den Sitzreihen, umarmen einander dann und treten gemeinschaftlich in's Vestibule, um sich den Freuden des Wiedersehens ungehindert hinzugeben .... Es existiren Leute, die sich merkwürdigerweise ihre dringendsten Gespräche für das Theater aufsparen. Niemand kann verehrungsvoller zum Recept einer Linzer Torte aufblicken, als der Schreiber dieser Zeilen; aber er war trotzdem starr vor Entsetzen, als er in einer Vorstellung von „Faust“ direct vor sich aus lieblichem

rauenmunde vernahm: „140 Gramm Butter, 14
ramm Mehl, 2 hartgesottene Dotter, 140 Gram
Mandeln . . ." Alle Achtung vor den 140 Gram
Butter, den 140 Gramm Mehl u. s. w.; aber d
inzer Torte, die bestimmt war, nach der citirten A
eisung zu Stande zu kommen, wäre nicht mind
ut geworden, wenn der liebliche Frauenmund gewart
ätte, bis der erlösende Ruf erklungen: „Ist gerettet!
ehen Leute in eine Operette, um sich auszuschwätze
ist daran nichts Erstaunliches, nicht einmal etw
Sträfliches. Aber wozu besuchen Schwätzer, die m
hren Wortreichthum an Mann bringen wollen, cla
ische Stücke? Warum kramen sie ihre eigenen, ihr
Schwestern, Mütter und Großmütter Privatangelege

mich mit Blicken der Wuth. Die laut geführten Toilette-gespräche gehören überhaupt zu den bemerkenswerthesten Annehmlichkeiten im Reiche der Musen. Dichtung und Mode spielen da ineinander. Auf der Bühne Liebesschmerz, verzehrende Sehnsucht, flammende Leidenschaft, Trauer und Wonne, Jubel und Jammer, Sieg und Tod, im Parquet fachweibische Erörterung, erstens: der Sammttoilette in der dritten Reihe rechts, dritter Sitz vom Eingange; zweitens: der Frisur in der vierten Reihe links, zweiter Sitz vom Eingange; drittens: des gestickten Fächers in der Loge Parterre links Nr. 7. Und, was das Interessanteste ist, die genauen Prüferinnen der anwesenden Toilette-Details verfolgen dabei die Vorgänge auf der Scene. Ich war Ohrenzeuge, wie eine Dame, die den ganzen Abend hindurch — man gab „Clavigo" — die vorhandenen Kleidungsstücke gemustert und kritisch besprochen hatte, über das Ende der Marie Beaumarchais in bittere Thränen ausbrach und, auf eine in der Nähe sitzende Geschlechtsgenossin deutend, wehevoll erklärte: „So einen Hut kaufe ich mir nächstens." Ich will den Damen gewiß nicht nahetreten, aber ich habe an ihnen im Reiche der Musen viel mehr auffallende Eigenarten gefunden, als an den Männern. Es kommt das daher, daß die Damen in höherem Maße, als wir — und gewiß mit Recht — daran gewöhnt werden, ihre Schwächen

hen, ja sogar bewundert zu sehen, sich vor strenger
f gefeit zu wissen. Eine Dame, neben der ich in
Oper saß, ließ innerhalb einer Viertelstunde fünfmal
Opernglas, viermal das hiezu gehörige Futteral,
nal ein gehäkeltes Kopftuch und siebzehnmal den
terzettel fallen. Ich mußte mich aus Galanterie
ndzwanzigmal nach all' dem Gefallenen bücken,
aber, da es sich um eine Dame handelte, selbst-
indlich entzückt. Diese Dame saß zu meiner Linken,
end den Platz zu meiner Rechten ein Mann ein-
, der beim Eintreten vergessen hatte, einen Zettel
ufen, und mich während der Ouverture ersuchte,
den meinigen zu leihen. Ich kam seiner Bitte
nem Vergnügen nach, das man immer empfindet,

kindlichem Lächeln. Noch winkte mir ein Hoffnungsstrahl! Ich gesticulirte einen Billeteur herbei, kaufte ihm einen Zettel ab und überreichte diesen meinem Nachbar als schwaches Zeichen meiner Verehrung. Aber der Nachbar wies das Geschenk zurück! Der Elende! Nun saß ich mit zwei Zetteln da, und er entlehnte von mir bald den einen, bald den anderen. Warum er keinen gekauft, das ist mir unergründlich geblieben. Sollte er noch am Leben sein, so zeige ich ihm hiemit an, daß ich ihn hasse, weil „Oberon“ an jenem Abende für mich verloren war und ich mich nicht mehr für einen Theaterbesucher hielt, sondern für eine Zettel-Verkehrsanstalt .... Sie sehen also, meine Damen, auch die Männer können unangenehm sein. Haben Sie je daran gezweifelt? Vor Jahren fuhr ich von Vöslau nach Wien mit einem jungen Menschen, der mich seither verfolgt, indem er in den verschiedenen Theatern über etliche Bänke hinweg Gespräche mit mir anknüpft, natürlich — was mir an öffentlichen Orten besonders angenehm ist — über Zeitungswesen. Z. B.: „Heute hat Ihr Blatt einen ausgezeichneten Leitartikel.“ Oder: „Ueber die schlechte Ventilation in diesem Hause sollten Sie etwas schreiben.“ Manchmal ergreife ich vor diesen Ansprachen die Flucht, manchmal stelle ich mich taub, manchmal antworte ich in meiner Verwirrung: „Ich danke, sehr gut. Sie

tlich auch? . . ." Kann eine Dame jemals so
enehm werden? Ich sage „Nein" und hoffe, daß
parteiischen Leserinnen mir beipflichten. Einer
wird es gewiß nicht in den Sinn kommen,
ein Herr, dem ich seit Jahren im Carltheater
ne, zu thun pflegt: er stellt seinen Paletot hinter
rmaßen auf, daß er einer Reihe von Leuten die
ht versperrt. Das Beste wäre, man eröffnete eine
nal-Subscription, um ihm mit deren Ergebniß
Garderobe-Abonnement für seinen Oberrock zu
ffen. . . . Ein Anderer besitzt eine Remontoiruhr,
offenbar einer besonders kräftigen Constitution
. Wird sie aufgezogen, so macht das ein Geräusch,
man im Urwalde einen Baum sägte. Ihr

das die zunächst Sitzenden in der Regel nicht sehr erbaulich berührt, ist ein Monopol der Damen. Demselben Register ist das Stückchen Publicum einzufügen, das bei Trauerspielen, und zwar bei den rührendsten Stellen, helllaut lacht, natürlich nicht über die Vorgänge auf der Bühne, sondern über irgend etwas Komisches im Hause. Ebenfalls weiblicher Art ist die Frage: „Was hat der Lewinsky gesagt?“ „Worüber lacht man?“ „Warum schreit die Wolter?“ u. s. w.

Wenn ich Alles anführen wollte, was wir Männer im Reiche der Musen an Unausstehlichem leisten, ich käme lange nicht zu Ende. Ganz und gar Mann ist der Musikkenner, der bei Opern-Aufführungen Alles auswendig weiß und immer etliche Tacte voraussummt, der ganzen Umgebung deutlich hörbar. Es macht eine ganz reizende Wirkung, wenn in den „Hugenotten“ Raoul eben singt: „O Gott, welch' Glück!“ und der Kenner schon summt: „Zu ruh'n an deiner Brust.“ Einmal wollte ich einen solchen Kenner umbringen, aber ich überlegte es mir und ließ ihn leben. Es war vielleicht besser für uns Beide . . . Kennen Sie den Vater des Liebhabers? Er mengt sich incognito unter das Publicum, beweist Jedem, daß sein Sohn der beste Liebhaber und jeder andere Liebhaber ein Stümper sei. Kennen Sie den Blasirten, der in's Theater geht, um daselbst zu gähnen? Kennen Sie

rschrobenen Enthusiasten, der immer applaudirt,
die Anderen sich ruhig verhalten, dann aber,
Anlaß zu Beifall vorhanden ist, wie festgenagelt
inem Platze sitzt? Kennen Sie den Mann, der
loge hält, in denen er den Gang des Stückes
ntirt? Erzählt Mephisto dem Faust davon, daß
ste Gretchen geschenkte Schmuck verschwunden
sagt unser Freund zu sich selbst: „Dem Pfaffen
ihn gegeben. Natürlich! „Kennen Sie den seltsam
lagten, der, sobald er gerührt wird, in ein con-
iches Niesen geräth? Kennen Sie den Eßkünstler,
eine Theatervorstellung Proviant mitnimmt wie
ne Nordpolexpedition? Beneidenswerther, wenn
' diese Figuren *nicht* kennen ... Zu Dutzenden

geben? . . . Aber Leute, die sich kein gräfliches Privilegium auf Marotten erworben haben, machen es nicht viel besser. Aus „Cabale und Liebe“ laufen sie auf und davon, sobald Louise todt ist. Ferdinand, Wurm und der Präsident interessiren sie nicht mehr. Wer die Flucht ergreift, entgeht vielleicht dem Schluße eines Dramas, aber nicht den Lebensäußerungen sonderbar gearteter Theaterbesucher. In der Garderobe hält Einer mich, so oft ich ihn treffe, mit der Frage auf: „Können Sie mir zehn Kreuzer leihen? Ich habe mein Kleingeld zu Hause vergessen.“ An dieser Klippe vorüber, steuere ich hinaus zum Burgtheater-Pförtchen, das auf den Michaelerplatz führt. Es regnet in Strömen. Ich frage mich wie Hamlet:

„Fahr'n oder gehen? Das ist hier die Frage.
Ob's meinen Kleidern dienlicher, gelassen
Des Regens Fluth, die mir die Haut schon näßt,
Zu tragen oder mich zu werfen in den
Vorüberfahrenden Fiaker? . . .“

Es ist beschlossen: Ich fahre. „He, Kutscher!“ Er bleibt stehen. Da kommt ein Herr auf mich zu, der ebenfalls im Theater war: „Darf ich Sie um etwas Feuer bitten?“ Ich gebe ihm statt des verlangten Feuers die ganze Cigarre. Der Fiaker ist aber indessen fortgeraſt, er mag bei solchem Wetter nicht unnütz warten. Wenn der Feuer heischende Herr gewußt hätte, was ich mir in diesem Augenblicke gedacht!

Zu Bette.

echs Wochen sind es, daß ich zu Bette liege, aber mich dünkt, eine Ewigkeit sei verflossen, seitdem ich zum letztenmale mich von den übrigen Säuge-n durch den aufrechten Gang unterschieden habe.... weiß ich noch, wie es draußen aussieht in der nur dunkel erinnere ich mich an Straßen und

an die falsche Lehre, daß der Mensch der Mittelpunkt der Welt sei. Zur Stunde halte ich mich entschieden für dieses Centrum. Ich kenne nichts Wichtigeres als mein rechtes Bein und den Gypsverband, in welchen ein sehr berühmter Chirurg es gesteckt hatte. Wie erstaunlich, daß die Maschine des öffentlichen Lebens nicht stille steht, daß keine Stockungen zu gewahren sind in der Natur! Nicht einmal ein Komet hat mein Fußübel vorher verkündigt, und die Kometen signalisiren doch bekanntlich jedes Nationalunglück! Manchmal allerdings überkommt mich etwas wie meines Nichts durchbohrendes Gefühl, der Verdacht zuckt in mir auf, als kümmere sich nicht einmal die nächste Nachbarschaft um meine Krankheit, aber das ist eine vorübergehende Stimmung. Wenn ich nur wüßte, was Fürst Bismarck dazu sagt, daß ich zu Bette liege! Lachen Sie nicht; sagen Sie mir nicht, daß der deutsche Reichskanzler sich um dringendere Geschäfte zu bekümmern hat, als um mein geschwollenes Bein. Ich weiß das zuweilen selbst, aber nur zuweilen... Bringt man lange Zeit auf dem Krankenlager zu, so wechseln die Momente der klaren und der getrübten Erkenntniß. In jenen hat man die Empfindung, daß der eigene physische Zustand eigentlich etwas sehr Unwichtiges sei, in diesen aber kommt man dahin, das Uhrwerk des Universums für gestört zu halten. Nach einem gewissen Quantum

Bettlägerigkeit wird man ein **Kind**, egoistisch
n Kind, unberechenbar wie ein Kind, spielsüchtig
n Kind, genäschig wie ein Kind, verzärtelt wie
ind, faul wie ein Kind. Man erkennt sich kaum
, so sehr ist man verändert. Im Anfange fühlt
ich sehr wohl, wenn das Uebel kein schmerzhaftes
Da bewahrheitet sich Rudolph Töpffer's Wort:
Mensch ist doch nur in seinem Bette zu Hause."
as wohlthut den ersten Tag, wenn die Schnee-
an die Fensterscheiben klopfen, als begehrten
nlaß, und man sich behaglich dehnt und streckt,
eiche Plumeau bis an's Kinn zieht, seinen heißen,
en Kaffee trinkt und dazu im Morgenblatte liest,
ich Gräßliches und Schauderhaftes begeben hat!

an, und der Aermste bemüht sich, eine möglichst pitoyable Miene an den Tag zu legen, und schlürft mit Behagen das Mitleid ein, das ihm so wohlwollend entgegengebracht wird.... Diese Situation dauert fünf, sechs Tage, manchmal eine Woche. Dann fängt die Zeit der Langeweile an, und der Kranke sinnt auf Mittel gegen die letztere. Wenn ich gesund bin, begreife ich nie, was es heißt, sich die Zeit vertreiben wollen. Man braucht sie leider gar nicht zu vertreiben, sie entflieht ohnehin auf eilenden Schwingen, und während man den Augenblick erhaschen will, ist er auch schon gewesen. Innerhalb der letzten sechs Wochen ist es mir klar geworden, daß die Zeit Einem zu langsam dahingehen, daß man auf die verzweifeltsten Mitte gelangen könne, um sich über die sechzig Minuten hinwegzuhelfen, aus denen eine Stunde besteht. Brauche ich mehr zu sagen, als daß ich bis zum Dominospiele herabgesunken bin? daß ich in Bilderbüchern „für die reifere Jugend" blättere? daß ich mich zuweilen damit amüsire, die rothen Blättchen an der Wandtapete zu zählen?... Freilich kommen wieder Stunden der Vernunft, ich werde plötzlich um dreißig Jahre älter, schließe die Augen und fühle, daß ich müde bin, so müde.... Sterben ist schlafen. Wer so zu Bette liegt — „in sein Museum gebannt" — denkt leicht an den Tod. Ich schließe die Augen, ich will von der Welt

mehr wissen. Adieu, du hast mir nie gefallen,
ohl und mache Andere glücklicher als mich....
st du den Thee mit Rum oder mit Milch nehmen?"
nich eine blonde Stimme. „Mit Rum und Milch,
Liebe," antworte ich schmachtend, „und etwas
rbrod mit Schinken, aber nicht zu viel, du weißt,
n leidend." Zu Gunsten des Gabelfrühstückes
h das Sterben vorderhand wieder auf und drücke
r Lebensgefährtin bewegt die Hand. So wechseln
hmerz und Mahlzeiten mit einander ab.

Manchmal allerdings, wenn man so unbeholfen
n Kind zwischen den Polstern liegt, erinnert man
it wehmüthiger Deutlichkeit der wirklichen Kind-
er dahingegangenen Zeit, und da der Müßig-

Zeit überstehen. Dabei braucht aber die Thätigkeit just nicht immer etwas Vernünftiges zu sein. Tarock spielen ist auch eine Beschäftigung. Für mein Theil obliege ich ihr mit einem Eifer, den ich bei gesundem Leibe niemals entwickelt habe. Ein andauernd Unpäßlicher nimmt Alles sehr ernst, sogar das Tarock. Einsamen Leuten wird das Unbedeutendste zum Ereignisse, und da man im Krankenbette doch mehr oder minder abgeschnitten ist von der Welt, überlegt man stundenlang die Theorie des „Tappers," dieses edlen Spieles. Nicht nur daß ich Tarock *spiele*, nein, ich *träume* auch Tarock. In einer der letzten Nächte trank ich Smollis mit dem Herz-Könige, ferner wohnte ich der Trauung des „Sküs" mit jener graziösen Tambourinschlägerin bei, welche eine Halbseite des „Pagat" musicirend einnimmt.

Wenn ich unruhig schlafe, träume ich von fetten, wohlgemästeten „*Juden*" — jeder Tarockspieler versteht mich — ich verschlinge sie, während meine Partner sich ärgern. Aber dann wache ich auf und der „Jude" ist in nichts zerstoben. Ich bin enttäuscht — enttäuscht wie damals, da ich ein Kind noch war und im Traume die schönen Geschichten, die ich tagsüber gelesen, nochmals durchlebte, und zur Nachtzeit aus den Händen der Fee Amarillis eine goldene Krone empfing. Am Morgen suchte ich in meinem Bette die Krone; sie

ar so wenig zu finden, wie jetzt der auf dem Wege des
gesagten und siegreich durchgeführten „Pagat Ultimo“
rungene „Jude“ zu finden ist. Uebrigens mengt sich
ch „Königrufen,“ Whist und Bézigue in mein
räume. Sie haben keine Ahnung, wie gut ich mich
achts unterhalte.

Natürlich nimmt die Lectüre einen ersten Ran
n unter den Vergnügungen, die einem Kranken z
ebote stehen. Vor vier Wochen las ich noch Schopen
uer, Montaigne, Young, Leopardi und Caldero
t vierzehn Tagen aber ist kein Buch mir zu dumm
nes leicht genug, ich bin bereits bei alten Nummer
r „Fliegenden Blätter“ angelangt, und den „Lede
rumpf“ legte ich neulich weg, weil ich mich nic

vorderhand den Selbstmordgedanken. Und gibt's zum Kaffee Kuchen? — Natürlich. — Was für ein Kuchen?... Dann schämt man sich über solche Fragen und sagt sich selber: „Alter Kerl! hat dich das Leben noch nicht genug gerüttelt und geschüttelt, daß du so sehnsüchtig nach Kuchen fragst!" Aber im Kranken trägt das Kind so leicht den Sieg davon über den Mann. Kaum hat er sich die kleine Strafpredigt gehalten, so quält er seine Umgebung: „Kommt der Arzt noch immer nicht?" Und wie martert er den bedauernswerthen Heilkünstler! Ob das Uebel nicht bis nächsten Sonntag behoben sein könne? ob sich denn nichts Anderes thun lasse als bisher? ob kein neuer Gypsverband nöthig sei? ob asselbe Uebel bei anderen Leuten kürzer oder länger auere? Der Arzt entwickelt eine himmlische Geduld. Er gibt die besten Hoffnungen und läßt sich doch in eine Versprechungen ein; er erzählt von Leuten, die nit ähnlichen Uebeln viele, viele Monate zu Bette elegen seien, während Interpellant keine solche Dauer er Krankheit zu fürchten habe; er erzählt ferner von öfen, bösen Buben, die aus Ungeduld zu früh das Bett verließen und solchen Frevel schwer zu büßen atten — ein Wink mit dem Zaunpfahle. Nach sechs Jochen Bett ist der Mensch so mürbe, daß das bloße rscheinen des Arztes ihn beruhigt. Wie gesagt, man eint ruhig zu liegen und bewegt sich doch, wenn

auch mit Krebsschritten, zurück bis zu der Kin
Tagen. Man sieht den Verwandten und inti
Freunden, welche das Krankenzimmer betreten,
gierig auf Hände und Taschen, ob keine Bonb
keine Orangen, keine Näschereien für das schnurrbä
Baby bereit gehalten werden. Wenn es an der W
nungsthür läutet, will man genau wissen, wer da
Kinder sind eben neugierig. Und heißt es: „
Aepfelfrau,“ so erkundigt man sich dringlichst: „
viele um zehn Kreuzer?“ obwohl Einen das ab
nichts angeht. . . . . Sonst träume ich entweder
nicht oder schwer und düster. Ich fliege von e
Thurme herab oder der Staatsanwalt confiscirt,
ich geschrieben, und dergleichen mehr. Seit sechs W

Im Laufe der letzten sechs Wochen habe ich im Schlafen und Träumen solch' eine Virtuosität erlangt, daß ich Beides zu jeder Stunde mir erzwingen kann..... Gestern Mittags guckte eine lockende Frühlingssonne zu mir herein, ich sah Alles leuchten und glänzen wie von Gold übergossen. Da wendete ich mich um, ich mochte dem Lenz nicht in die hellen, glücklichen Augen schauen. Es hat nichts Verlockendes, aus dem Kerker in die Freiheit hinauszusehen.... Kaum hatte ich aber dem Frühling den Rücken gekehrt, so träumte ich.... Ich war eine reizend schöne junge Hofdame zu Versailles. Ueberfluthet von einem Spitzen-Négligé lag ich in meinem prunkvollen Bette, überdeckt von einem goldgestickten Baldachin. In der Ruelle zur Seite des breiten Brettes saßen einige meiner Anbeter und redeten so geistreich, daß man jeden Satz hätte drucken können..... Welche Enttäuschung, als ich erwachte!

Gespräche mit einer Frau.

(…onen: Frau v. F., eine Witwe von dreißig Jahren. — Der Schreiber dieser Zeilen.)

I.

„. . . . Habe ich nicht Recht?“

„Eine schöne Frau hat immer Recht.“

„Nein, so entkommen Sie mir nicht. Was ich

„Ah, das ist nicht übel! Sie hören mir seit einer Stunde zu, und wissen jetzt nicht, wovon die Rede ist?“

„Wenn man so viel zu *schauen* hat, kann ein Mensch von nicht ungewöhnlicher physischer Begabung nicht auch *hören*.“

„So lassen Sie doch endlich mein Gesicht. Ich kann aussehen, so hübsch oder so häßlich, als es mir gerade paßt, das geht Sie gar nichts an. Was ich behauptet habe? Daß man die Frauen verleumdet, wenn man sie eitel schilt. Die Frauen sind gar nicht eitel; sie mögen manche Schwächen haben....“

„Keine Spur!“

„Mit Ihnen ist heute wieder nichts Vernünftiges anzufangen.“

„O doch! Lieben Sie mich nur ein ganz klein wenig und Sie sollen sich vom Gegentheile überzeugen.“

„Sie bringen mich außer Rand und Band.“

„Wenn Sie wüßten, wie gut der Aerger Sie kleidet!“

„Unausstehlicher Mensch!“

„Diese freundliche Anrede ermuthigt mich, Ihnen offen meine Meinung zu sagen. Wenn eine Witwe von dreißig Jahren einem Manne von dreiunddreißig „Unausstehlicher Mensch!“ sagt, so heißt das: „Sie sind mir nicht gleichgiltig,“ und das Uebrige findet sich dann — c'est le premier pas qui coûte.“

„Unausstehlicher Mensch!“

„Ich danke Ihnen, meine Gnädige .... Um a
nser Gespräch zurückzukommen: Ich habe natürli
ur scherzweise Ihrer Behauptung zugestimmt, da
e Frauen nicht eitel seien. In Wirklichkeit ist da
eibliche Geschlecht die verfassungsmäßige Repräsentar
r Eitelkeit, und gerade die gescheidtesten Frauen –
nstatt hievon ausgeschlossen zu sein — sitzen in de
airskammer, während die anderen das Unterhau
lden in dieser Repräsentanz. Keine ist frei von der
ebel, keine, am allerwenigsten Diejenige, die davo
ei zu sein glaubt.“

„Nennen wir die Dinge beim richtigen Namen
önig Salomon der Weise ... Sie nennen ihn do

zu ihrem Meisterstücke machen. Aber sie vergriff sich im Thon; sie nahm ihn zu fein. Sonst ist Alles besser an euch als an uns.“ Der kluge Gotthold Ephraim verkündete mit diesen Worten nur die pure Wahrheit.“

„Gewiß. Aber Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß wir Männer eitler seien als die Frauen, ja, daß wir auch nur ebenso eitel wie die Frauen oder eitel überhaupt seien.“

„Ich bin so frei. Ich trete als Anklägerin auf im Namen der Frauen und schleudere euch Männern den Vorwurf in's Gesicht: Ihr werdet nicht müde, uns Frauen der maßlosen Eitelkeit zu beschuldigen, um die Welt darüber zu täuschen, wie es um eure Eitelkeit bestellt ist. Ihr seid ärger, als wir, ihr seid eitel, eitel, eitel!“

„Sie haben da als Anklägerin einen schweren Stand, und kein Gerichtshof der Welt wird Ihnen beistimmen.“

„Ich wette mit Ihnen, ich bringe Sie, wenn Sie aufrichtig sind, so weit, daß Sie sich und die ganze Mannheit schuldig bekennen und jedes, auch das härteste Urtheil über sich ergehen lassen.“

„Da möchte ich denn doch . . .“

„Nur ruhig. Denken Sie sich in die Rolle eines Zeugen hinein. Ich bin die Gerichtsperson, die Sie vernimmt.“

„Ich bin es zufrieden.“

„Vor Allem habe ich Sie aufmerksam zu machen,
Sie verpflichtet sind, die Wahrheit und nichts als
Wahrheit auszusagen, ohne Gunst und ohne Haß.
Sie eine Lüge vorbringen, begehen Sie ein
es Verbrechen. Sie laufen Gefahr, bei Wasser
Brot eingesperrt, ja gefesselt zu werden.“

„Bin ich das nicht schon für alle Zeit meines
s?“

„Sie haben nur zu antworten, wenn Sie gefragt
n.“

„Ist denn Liebe ein Verbrechen?“

„Das gehört nicht zur Sache. Wir haben jetzt zu
uchen, ob die Männer eitel sind oder nicht. Ziehen

„Vergessen Sie nicht die Würde dieses Ortes. Antworten Sie ernsthaft und gemessen: Wie oft waren Sie verliebt?"

„Nie so heftig wie derzeit."

„Das ist keine Antwort."

„Ziffermäßig wüßte ich das im Augenblicke nicht zu sagen."

„Qui tacet consentire videtur — so heißt es doch? Ihr Stillschweigen ist auch ein Geständniß, es bedeutet: mindestens ein dutzendmal."

„O, Sie sind zu gütig!"

„Schweigen Sie! Ich möchte von Ihnen Einiges darüber hören, wie Sie sich vom Jünglingsalter an Ihre Stellung zu den Frauen gedacht und wie diese Stellung sich in Wirklichkeit gestaltet. Haben Sie Enttäuschungen erlebt oder sind Ihre Hoffnungen übertroffen worden? Blicken Sie mit Genugthuung auf Ihre Erfolge bei dem weiblichen Geschlechte zurück oder haben Sie Ursache, sich über das Scheitern süßer Pläne zu beklagen?"

„Ich möchte mich der Aussage lieber entschlagen."

„Das geht nicht. Ich werde Sie beeiden. Aber wie? Ihnen ist ja nichts heilig!"

„O, Sie thun mir Unrecht. Lassen Sie mich die Schwurfinger der rechten Hand auf Ihr Herz legen...."

Ich erlasse Ihnen die Beeidigung. Sie geben
ie Hand . . ."

Für immer, wenn Sie wollen."

Berauben Sie sich nicht . . . . Sie geben mir
and an Stelle eines Schwures."

Hier ist sie."

Genug, genug . . . Erzählen Sie also, als schrieben
ein Bekenntniß unter dem Titel: „Die Frauen
ch . . .""

Zum erstenmale war ich im Alter von dreizehn
n verliebt, aber wirklich verliebt. Wenn ich das
hen meiner Wahl — es war um drei Jahre
als ich — erblickte, taumelte ich vor Entzücken;
n Kind noch, machte ich alle Schauer und alle

bestätigte. Als ich den Versuch unternahm, ihr über ihre Treulosigkeit verblümte Vorwürfe zu machen, war sie nicht niedergeschmettert, sondern sah mich mit spöttischem Lächeln an und begnügte sich zu sagen: „Thörichtes Kind!“ Damals empfand ich den ersten großen Schmerz, damals lernte ich zum erstenmale den Wankelmuth des weiblichen Charakters kennen. Ich wurde Misogyn... Ich wich einige Jahre den Frauen aus. Erregte eine von ihnen mein Wohlgefallen, so sagte ich mir: „Sei stark, begib dich nicht wieder in dieses heillose Netz, in dem du schon einmal gefangen warst.“ Ich wandte mich ab, ging nach Hause und las in Schopenhauer's „Parerga und Paralipomena“ das Capitel über die Weiber. Was der Weise von Frankfurt da ausspricht, spann ich weiter, und im Alter von achtzehn Jahren galt ich in einem kleinen Kreise als einer der feinsten und intimsten Frauenkenner auf weit und breit. Ehe ein Studiencollege den Entschluß faßte, sich in ein Mädchen zu verlieben, zeigte er mir dasselbe auf der Promenade, und aus der bloßen Erscheinung schöpfte ich die Diagnose auf Charakter, Seele, Geist, Vorzüge und Fehler.“

„Haben Sie sich in der Diagnose nie geirrt?“

„Manchmal.“

„Fahren Sie fort.“

„Ich mied persönlich die wirklichen, lebendig
rauen, dafür beschäftigte mich das Ideal-Weib, w
es mir construirte; eine neue Laura, vor der i
tgeistert stehen könne, wenn ihr Finger durch d
aiten meistert, eine Muse, eine Dichterbraut, ho
er der Erde schwebend, frei von irdischen Schwäche
Blume der Schöpfung, aufbewahrt und aufgespar
n mich zu beglücken. Sie sollte mich begeistern, ic
ollte dafür die Gebilde meiner Poesie ihr zu Füße
gen. Einen Seelenbund wollte ich mit ihr schließen
ie er noch niemals dagewesen, so rein, so hehr, s
akellos. Wo ich sie finden, wo ich sie suchen sollte
arüber dachte ich nicht nach. Eines Tages — dess
ar ich sicher — müßte die Thür sich öffnen und si

erschien uns unerreichbar. Auch Sybariten in spe waren unter uns. Mein Freund Heinrich nahm sich vor, von seinem dreißigsten Lebensjahre an täglich Champagner zu trinken. Er ist jetzt Postbeamter und hat sechs lebendige Kinder; des Abends geht er dreihundertfünfundsechzigmal jährlich — im Schaltjahre sogar um einmal mehr — in's Wirthshaus, wo er zwei Glas Bier trinkt, und vergönnt er sich ein drittes und kommt in Folge dessen später als sonst nach Hause, so erwartet ihn eine Gardinenpredigt schwersten Calibers ... Der Aspirant auf Napoleon's Ruhm liegt als Oberlieutenant in einer Garnison in Siebenbürgen, und unser Dichter, dem wir Monumente aus Erz und Marmor voraussagten, gibt ein kleines Wochenblatt für Handels-Interessen heraus."

„Sie sind von der Sache abgekommen."

„Verzeihen Sie. Ich wollte nur darauf hinweisen, wie viele Illusionen ein Mann im Laufe der Zeit begraben muß. Entmuthigt gab ich es auf, mein Ideal-Weib zu finden. Laura war abgethan... Bald kam eine andere Schöpfung meiner Phantasie an die Reihe: das Mädchen aus vornehmer Familie, das Reichthum, Rang, Wohlleben, Zukunft, Alles, Alles von sich wirft, um dem geliebten Manne hochbeglückt in Armuth und Elend zu folgen. Ich spähte sehnsüchtig nach der Baronesse aus — von Adel mußte sie sein! — die durch-

aus mit mir hungern wollte. Wie stellte ich mir reizend vor! Als Frühstück ein Kuß, als Mittag ein Sonnenstrahl, als Abendbrot ein bischen Mon schein, das Alles in einer kleinen Hütte, in der R genug ist für ein glücklich liebend Paar.

Auch *sie* wollte durchaus nicht erscheinen.

Wohl lernte ich Töchter aus guten Häusern ker aber wenn ich ihnen die Reize der Armuth schild sahen sie mich verwundert an und verstanden nicht. Eines Tages war es auch mit *dieser* Täusc vorbei. Mein Glaube an das weibliche Geschlecht w immer schwächer, und ich hätte ihn ganz verloren, nicht ein neuer Frauentypus mir als begehrensw gewinkt hätte. Ich hatte in Romanen von russi

einem Winkel Kaukasiens. Ein andermal versetzte ich mich — Alles natürlich nur in Gedanken — in das Ankleidezimmer der gefeierten Phädra und thronte in den Zwischenacten als Gebieter der Vielumworbenen, indessen junge Diplomaten und Cavaliere ihr huldigten. Nach und nach stieg ich die Stufenleiter herab; die Fürstenkrone war nicht mehr unumgänglich nothwendig, statt der Phädra durfte es eine Lustspiel-Liebhaberin sein. Fort und fort lebte ich in Erwartung eines Sieges ohne Kampf, einer Errungenschaft, die mir in den Schooß fallen sollte. Sah ich im Theater eine Dame, die mir angenehm auffiel, so sagte ich mir: „Vielleicht ist sie es." Brachte der Postbote Briefe, so hoffte ich: „Vielleicht schreibt sie mir." Dabei that ich nie etwas dazu, um sie zu finden und zu erringen. — Das Glück sollte plötzlich, unvermuthet über mich hereinbrechen... Heute lächle ich darüber; ich bin ernster geworden, möchte Liebe für Liebe erwerben und denke nicht mehr an die russische Fürstin und an Phädra."

„Wäre in Ihrem Alter auch sehr lächerlich."

„Die Thorheiten sind abgeschlossen."

„Aber Sie haben sie durchgemacht?"

„Allerdings."

„Und Sie stehen damit nicht vereinzelt da?"

„Ich glaube, daß die Mehrzahl der Männer einer bestimmten Lebensphase ihnen nicht entgeht.“

„Sie haben mir Alles gesagt, was ich zu wiss brauchte, um....“

„Um....“

„Um ein Urtheil zu fällen. Die Frage ist e schieden: Ihr Männer seid noch eitler, a wir Frauen. Das haben Ihre Geständnisse n deutlich bewiesen.“

„Ich gebe das nicht zu.“

„Das ändert nichts an den Thatsachen.“

„Nun meinetwegen. Sie mögen Recht hab Ich opfere Ihnen die Gesammtheit. Sollen die übri Männer sich ihr Recht suchen, ich stehe hier für mi

„Ich denke, das kommt auf Eins hinaus."

„Nicht doch; eine Untugend kann man verzeihen, ein Laster niemals."

„Nun, Sie sollen Recht haben. Sie schreiben uns Männern also sämmtliche Fehler und Untugenden zu, die überhaupt existiren. Sie machen Jeden von uns zu einem Conglomerat der unerträglichsten Eigenschaften. Wer Ihnen zuhört, begreift kaum, wie ein weibliches Wesen den Entschluß fassen kann, sich an einen Mann zu binden. Die Erfahrung lehrt aber, daß dieser Entschluß viel öfter gefaßt wird, als sich Gelegenheit zu einer Realisirung findet."

„Darauf braucht ihr Männer euch wahrlich nichts einzubilden. Würden manche sociale Verhältnisse sich ändern, so solltet ihr zu eurem Erstaunen plötzlich erfahren, daß wir ohne euch bestehen können. Sorgt dafür, daß die Frauen nicht in Folge einer verkehrten Erziehung unselbstständig, hilflos auf die Stütze des männlichen Armes angewiesen seien, haltet sie nicht unter Aufsicht und Bevormundung wie die Zuckerplantagen-Besitzer ihre schwarzen Sclaven.

„Entschuldigen Sie, aber dieser Vergleich ist John Stuart Mill's Eigenthum."

„Unausstehlicher Mensch! Ich wollte eben Mill als meinen Gewährsmann nennen. Sie fallen Einem in's Wort, wenn Sie in Ihrer Schadenfreude ver-

ıen, eine Frau durch irgend eine Bosheit ärgern
können. Mich ärgern Sie nicht, mein Wort
ıuf."

„Ihr Wort? Dann muß ich Ihnen glauben.
da Sie schon einmal im Begriffe sind, sich über
nicht zu ärgern, gestatten Sie mir die Bemerkung,
ich nach einigem Nachdenken einsehe, wie Recht
haben. Sie selbst illustriren am besten die Be-
ptung, daß das weibliche Geschlecht unter den
cke der Sclaverei seufze. Wie geknechtet ver
gen Sie Ihr Leben! Vom frühen Morgen bi
späten Abend müssen Sie Bedauernswerthe si
Ihren Verehrern sagen lassen, daß Sie schön
reich und liebenswürdig sind. Sie ertragen die

ıg Sie auf den Händen; er, nach außen ein starker, illenskräftiger Mann, war Ihnen gegenüber schwach ie ein Kind. Sie regierten ihn als kleine Despotin nd lernten ganz und gar vergessen, daß es in der Welt einmal nicht nach Ihrem allerhöchsten Willen, icht nach Ihrem reizenden Köpfchen hergehen könne. Benn Sie ein zweitesmal einen Ehebund eingehen, ınn werden Sie sich Ihr Heim wohl wieder auto- atisch einrichten. Ich sehe schon im voraus, wie Sie n zweitesmal das Sklavengeschick hinnehmen müssen, nen Gatten als gefügiges Spielzeug in Ihren kleinen, eißen Händen zu sehen."

„Sind Sie denn so sicher, daß ich überhaupt nen zweiten Gatten nehmen werde?"

„Ich hoffe es wenigstens."

„Vielleicht irren Sie sich .. Aber um auf Ihre nischen Bemerkungen zurückzukommen: Sie ver- affen sich einen billigen Sieg, wenn Sie die Situa- n einer einzelnen Frau dazu benützen, sich über fahrungen lustig zu machen, die aus den Schicksalen : Majorität des weiblichen Geschlechtes gezogen sind. trachten Sie nicht mich."

„Das thue ich aber gerade so gern."

„Ich werde dem Stubenmädchen läuten und Ihnen ıchten lassen."

„Das thun die Damen nur im Lustspiele; im
irklichen Leben läuten die Damen in gefährlichen
ituationen niemals."

„Nun bilden Sie sich wieder Gefährlichkeit ein!
hr Männer seid doch ein wunderliches Geschlecht
h fürchte mich nicht vor Ihnen, aber ich möchte Si
s sein, weil Sie sich so unvernünftig geberden. Si
ssen einen nicht einmal ausreden... Ich wollt
ollte vorhin sagen, Sie sollten mich nicht betrachten
e ich vielleicht vom Schicksal manche Begünstigung
fahren. Blicken Sie ernsthaft um sich und Si
hen unzählige Frauen in wirklicher Sclaverei
fesselt an einen ungeliebten Mann, die Ketten eine
stigen Ehe mit stiller Verzweiflung schleppend, erdrüc

„Nun, meinetwegen; ich brauche mich dieser Quelle icht zu schämen. Macht nur erst die Frau un- bhängig von euch, und ihr sollt sehen, daß sie un- bhängig sein **will**. Aber Herrschsucht, Intoleranz, lnbilligkeit hindern euch daran, eure Fehler und Un- ugenden trüben euren Blick für das, was ihr dem eiblichen Geschlechte schuldig seid.“

„Ich würde Ihnen gern dienen, meine Gnädige, ber beim besten Willen kann ich die Welt nicht formiren. Sie müssen mir darüber nicht böse sein.“

„Wenn nur Jeder von euch damit beginnen wollte, h selbst zu bessern! Das übrige würde sich finden. ie sehen, wir Frauen sind anders als ihr. Vor llem sind wir...“

„Schöner und graziöser.“

„Ach, das ist Nebensache. Aber wir sind weniger oistisch als ihr. Wie oft hörte ich den Frauen den orwurf machen, sie schwingen sich zu keinem all- meinen Standpunkte auf, beurtheilen Alles nur nach m Maßstabe ihrer eigenen Persönlichkeit. Nichts lscher als das! Ich für mein Theil habe keinen rund, mich über die Männer zu beklagen, und doch nn ich es ihnen nicht verzeihen, welche Stellung sie n Frauen überhaupt auferlegt haben.“

„Sie sind eine Ausnahme.“

„Durchaus nicht. Ich habe es nur verstand
nir einen freien Blick zu wahren. Daß ich ni
hörig" geworden, täuscht mich nicht darüber, d
iele andere Frauen es sind. Ich sehe mit Schauder
vie viele liebenswerthe, eines bessern Schicksals würdi
Mädchen mit innerem Widerstreben, durch äuße
lmstände gezwungen, sich dem nächstbesten Mann
ür zeitlebens an den Hals werfen müssen; ich seh
as, trotzdem es das Schicksal mit mir besser gemein
at."

„Nennen Sie sich gar nicht in Einem Athe
nit jenen Unglücklichen! Ihnen steht die Wahl offe
nter sämmtlichen unverheiratheten Männern der Wel
weß' Standes und Ranges sie auch seien, und g

„Sie stürzen da mit diesen Worten ein ganzes Gebäude wohlaccreditirter Ansichten um.“

„Daran liegt nichts. O, ich hatte auch meine Zeit, es war die Backfisch-Epoche, als ich es mir unsäglich beglückend darstellte, die Lebensgefährtin eines Musensohnes zu sein. Er schaffend, ich ihn begeisternd — ich schwelgte im voraus im Genusse eines solchen Zusammenlebens. Seither habe ich leider zu viele berühmte Leute in der Nähe kennen gelernt, als daß ich von dieser Schwärmerei nicht hätte zurückkommen sollen. Könnte ich das Leben noch einmal anfangen, so würde ich den Celebritäten immer so weit als möglich vom Leibe bleiben — nur so wahrt man die Illusionen, die man sich zu ihren Gunsten gemacht. Ihr Männer seid immer um Vieles kleinlicher, als die weibliche Phantasie sich euer Wesen vorstellt; am meisten trifft dies aber bei den berühmten Männern zu, denn von ihnen erwartet ein Mädchenherz noch mehr als von den übrigen. Die Männer sind Egoisten; Künstler und Dichter unter ihnen sind es doppelt. Sie vergöttern nur sich selbst, hegen und pflegen ihre liebe Eitelkeit, damit sie sich stattlich entwickele, thronen als Götzen und betrachten die Frau als einen Factor mehr, der sie anzubeten verpflichtet ist.“

„Wessen Gattin möchten Sie also sein? Eines Strumpfwirkers etwa?“

„Nennen Sie mich beschränkt, schwunglos, wie
wollen, aber lassen Sie mich offen gestehen: Ich
nicht die Gattin Heinrich Heine's sein mögen,
diejenige eines hochgebildeten, warm empfinden-
Kaufmannes, dessen Herz ich ganz und gar aus-
t hätte."

„Nicht die Gattin des Dichters, der eines Tages
n früher als sonst Jemandem entzückende Verse
lesen hätte, wie:

„Die schlanke Wasserlilje
Schaut träumend empor aus dem See."

oder

„Täglich ging die wunderschöne
Sultanstochter auf und nieder?"

„Diese Verse sind ebenso entzückend, wenn Andere

ihr die Seelengröße hättet, die man von einer ungebildeten, lebenslustigen Pariserin da verlangt hat. Verheirathet einmal einen deutschen Mann, der des Chinesischen nicht mächtig ist, mit einer kranken Chinesin, die in ihrer Muttersprache die wunderbarsten Gedichte macht, und seht dann zu, ob er sich anders betragen wird als Mathilde Heine!"

„Sie reden dem Philisterthume das Wort."

„Im Gegentheile. Glauben Sie mir, daß Niemand von den Gattinnen mehr Philisterthum fordert als Dichter und Künstler; sie begehren bedingungslose Bewunderung der vom Herrn und Gebieter producirten Trauerspiele oder Novellen oder Gemälde, dann aber, wenn dieser Tribut gezollt ist, weiters mit aller Unerbittlichkeit, daß die Suppe nicht um ein Atom Salz zu viel enthalte, daß an der Wäsche kein Knöpfchen beschädigt sei — so peinlich wie irgend ein Spezereiwaarenhändler und sogar noch etwas peinlicher. Was in Büchern gefaselt wird von den mitstrebenden, an dem hohen Berufe theilnehmenden Frauen, das ist in den meisten Fällen eitel Geflunker. Die Dichter und Künstler wollen gar keine Mitstrebenden und keine Theilnehmenden, sie heirathen entweder, um Geld zu bekommen oder um sich anbeten zu lassen, oder um ihre Hauswirthschaft in sichere, verläßliche Hände zu legen. Bedeutende Männer vertragen keine bedeutende

rau. Ich habe nie darüber gestaunt, daß Alfred
Musset und die George Sand sich so rasch zerzankten

„Die Schuld lag an der George Sand.“

„Das ist möglich. Es ändert nichts an der E
hrung, daß die großen Dichter und Künstler klein
utmüthige Alltags-Frauen brauchen, um sich wol
fühlen. Goethe wäre mit einer anderen Gatti
s mit Christiane Vulpius nicht ausgekommen.

„Sie werden mir aber zugeben, daß auch die v
hnen so sehr gehaßten Dichter und Künstler ni
lten von verständnißlosen Frauen unglücklich gema
erden.“

„Gewiß gebe ich das zu. Nur erleichtern die a
evlagten ihr Herz, indem sie ihr persönliches M

dem Schiffbrüchigen die Bewirthschaftung seiner Güter auf dem Lande."

„Das ist schrecklich, aber wenn man der theologische Forscher David Friedrich Strauß ist, darf man nicht eine Sängerin zur Frau nehmen. Die Schuld liegt da wieder einmal am männlichen Theile. Wer sich über Jesus Christus so klar wird wie Strauß, der sollte es sich vor Allem über sich selber sein."

„Mit Einem Worte: die Frauen sind Engel, die Männer Teufel?"

„Das behaupte ich nicht. Ich vertheidige nur die Ansicht, daß das Eheglück im Sonnenglanze der Berühmtheit nicht immer am besten gedeiht. Einen großen Dichter soll man bewundern, aber nicht heirathen. Einer meiner Lieblings-Autoren, Alphonse Daudet — zum Manne möchte ich auch ihn nicht — hat ein reizendes Buch geschrieben: „Les femmes d'artistes." Darin beweist er, daß Künstler (diese Bezeichnung im weitesten Sinne genommen) überhaupt nicht heiraten sollen; denn entweder verstehen sie ihre Frauen nicht oder ihre Frauen verstehen sie nicht. Er erzählt da auch von einem Sänger und einer Sängerin, die einander heirathen; der Mann wird eifersüchtig... nicht etwa auf die Frau, sondern auf den Ruhm der Frau, und läßt sie eines Abends auszischen..."

„Das kommt in der Wirklichkeit nicht vor."

„Vielleicht doch. Aber auf alle Fälle ergibt für uns Frauen die Lehre: Heirathet keine Poe keine Musiker, keine Maler e tutti quanti."

„Sie haben nicht so Unrecht, meine Gnädig

„Das sagen Sie und sagen es mir?"

„Warum sollte ich nicht?"

„Weil Sie doch selbst ein Dichter sind."

„Pardon! Ich bin kein Dichter; ich habe Gedi blos veröffentlicht, aber es hat Niemand sie geka sie dürfen mithin — wie die Diplomaten sich a drücken — als non avenus betrachtet werden."

„Das ist natürlich ein Milderungsgrund."

„Den Sie gelten lassen?"

Clichés.

Was ein Cliché ist, weiß wohl Jedermann. Um
einen Holzschnitt, einen für den Druck be-
stimmten Letternsatz für rasche und billige
ielfältigung einzurichten, wird vom Holzschnitte,
Letternsatze ein Abklatsch gemacht; das kann auf
herlei Art geschehen, aber das Resultat bleibt
er dasselbe: Zeichnung oder Satz werden stereo
t und, ohne daß man das Original zu benützen
cht, in erdenklichst großem Quantum wiedergegeben.
e Procedur, welche dem Handwerke, aber nicht der
t angehört, ist längst vom mechanischen auf geistiges
et übertragen worden. In öffentlichen Reden und
entlichen Schriften tauchen unzählige Clichés auf.
nd Jemand sagt oder schreibt zu irgend einer Zeit
Phrase zum erstenmale. Conversation und Schrift-
beeilen sich, die Phrase zu stereotypiren, und
verfolgt diese die Hörer und die Leser mit un-
licher Hartnäckigkeit, mit unbegrenzter Zudring-

t. Man verwechsle das Cliché nicht mit dem gelten Worte.“ Büchmann für die Deutschen, rnier für die Franzosen haben mit Clichés nichts n. Das „geflügelte Wort“ entstammt nachweislich nennbaren Quelle. Das Cliché kommt, Niemand woher? Das „geflügelte Wort“ will etwas Be- tes ausdrücken, will meistens einem allgemein eiteten Gedanken eine speciell gewählte Form ver- . Das Cliché hat den Zweck, den Mangel an nken zu verbergen. „Und wo Begriffe fehlen, da zur rechten Zeit ein Wort sich ein.“

Das „geflügelte Wort“ lebt durch die Jahr- rte, weil es in bezeichnendster Weise ausdrückt, Hunderttausenden nur unklar und verschwommen

in welche jeder französische Redner verfällt, trägt dazu bei, manchen Wendungen einen unverdient langen Bestand zu geben. Gewisse französische Clichés werden immer in einem gewissen sich gleich bleibenden Tonfalle vorgebracht. „Nos institutions que l'Europe nous envie," wird ein Redner so recitiren wie der andere, gleichwie jeder sich hüten wird, anstatt „la noble France" etwa blos „la France" zu sagen ... In den Landen deutscher Sprache ist öffentliches Rednerthum nicht alt und nicht ausgebildet genug, um über einen so großen Vorrath an Clichés zu gebieten wie das französische Parlament. Dagegen hat die Presse auch bei uns in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Fülle von Gemeinplätzen gezeitigt, die wir nimmermehr zu bannen vermögen. Ein unparteiischer Geschichtsschreiber des Journalwesens wird einst erörtern müssen, wie die Zeitungen einerseits in nicht genug zu dankender Weise für Popularisirung von Kenntnissen gewirkt, welche sonst unzähligen Menschen wären verschlossen geblieben, andererseits aber zum Verderb der deutschen Sprache unwillkürlich beigetragen haben. An einer entschuldigenden Erklärung fehlt es allerdings nicht. Die Hast der Arbeit, der Andrang des Materials, welches bewältigt sein will, lassen den Gebrauch vorhandener, fertiger Phrasen oft erwünscht erscheinen, auch wenn sie dem Genius der Sprache zuwiderlaufen. Zum

ecke der Arbeitserleichterung wird das Cliché ver-
ndet — was Wunder, daß es sich ausnimmt wie
nicht nach Maß gemachten, sondern fertig gekauften
eider, die Einem zu eng oder zu weit, zu lang oder
kurz sind. Und es muß doch das Ideal des schrei-
den Menschen sein, aus seiner eigenen Flasche zu
nken! Goethe hat sich sein Deutsch selber geschaffen.

Um das Wesen der Clichés zu erfassen, brauchen
r nur etliche von ihnen zu betrachten — gleichviel
gedruckte, geschriebene oder gesprochene. Ich denke
bei nur an einzelne Wendungen und sehe ganz von
mlich längeren Clichés ab, die alljährlich zu be-
nmter Zeit wiederkehren wie die Notizen über den
sten Maikäfer, den Mann mit der Gabel

:wig im Andenken seiner Freunde fortleben" wird. In der Umgangssprache gibt es Clichés, deren man sich mit völliger Gedankenlosigkeit bedient. Auf die Frage: „Wie geht es Ihnen?" erwarten die Fragenden meistens gar keine Antwort. Eher passirt es, daß ein Ball-Berichterstatter nicht erzählt, er habe sich „in einen Wagen geworfen," als daß Einem Folgendes erspart bleibt: Man reist von Wien nach Berlin, kommt zurück, begegnet auf der Ringstraße einem Bekannten, und dieser fragt: „Sind Sie wieder hier?" ... Wie Der staunen würde, wenn man ihm sagte: „Nein!" ... „Man muß mit Wenigem zufrieden sein," sagen die Leute, die im Ueberflusse leben, und über die „Plage, die man mit großer Dienerschaft hat," sowie über die „Unannehmlichkeit, die heutzutage der Besitz eines Hauses" mit sich bringt, jammern die also Geplagten in der Regel zu jenen Beneidenswerthen, die sich selber ihr Holz spalten müssen oder wegen rückständiger Wohnungsmiethe mit Delogirung bedroht sind. „Wie Sie aber gut aussehen!" sagt man auch zu Todes-Candidaten, und daß „der Selbstmord eine Feigheit" sei, behaupten alle Menschen, die nicht die mindeste Ursache haben, mit dem Leben unzufrieden zu sein. Sollen es nur einmal mit der Feigheit versuchen!... In jeder Epistel eines

professionellen Schuldenmachers kommt unbeding Cliché vor, daß er sich „in momentaner legenheit“ befinde und leider „gerade in di Monate Zahlungen zu leisten“ habe. Schwindler verfügt über die wehmüthige Klage, ihm „seine Gelder nicht eingegangen“ se Die „gute alte Zeit“ loben natürlich auch jenigen, die sich früher viel übler befunden habe jetzt, und speciell in Wien stirbt das Cliché nicht „Es gibt keine echte Gemüthlichkeit me Niemand wird bestreiten, daß „der Zahn der Z ebenso Cliché ist wie „der große Todte“ oder Stimme des Blutes,“ und daß es in di Kategorie gehört, wenn entthronte Monarchen,

ühri g," ein landsmännischer Musiker mit Con=quenz „wacker" genannt. Nie ohne diese Epitheta! n der Gerichtssaal=Rubrik liest man auf alle Fälle on den „warmen Worten des Vertheidigers," vährend die Polizei-Reporter eine Mittheilung über in Verbrechen, auch wenn die Behörde nicht ahnt, ver es verübt hat, mit der Wendung schließen: „Man st dem Thäter auf der Spur."

Der „natürliche Beruf der Frau" taucht nicht selten auf. Mit Bezug auf das weibliche Ge=schlecht existiren unzählige Clichés. In der Literatur vie im Umgange hat sich dem weiblichen Geschlechte gegenüber eine ganz verwerfliche Verlogenheit heraus=gebildet: scheinbarer Enthusiasmus, hinter dem sich oft hochgradige Geringschätzung verbirgt. Ich lobe mir ehrliche Grobiane, wie Bogumil Goltz oder Alphonse Karr. Sie sagen den Weibern gesunde Wahrheiten, während Andere einen exaltirten Frauencultus heucheln, weil dieser sich bequem mit Hilfe von Clichés betreiben läßt. Stirbt die Gattin eines Dichters, und hat sie sich auch immer um ihre Schneiderin viel mehr ge=kümmert als um ihres Mannes Muse, so heißt es doch im Nekrolog: „Sie war ein echtes Dichter=weib." In Nachrufen auf andere Frauen ist das Cliché üblich: „Anmuthig waltete sie in dem ngen Kreise ihres Hauses, eine muster=

te Gattin und Mutter.“ Verliebte junge
e bedienen sich gern des Cliché: „Ich kann ohne
nicht leben“ — manchmal bringen sie das
doch zu Stande! — und auf dem Wege der
erbung haben sie den Gebrauch überkommen, die
en der Angebeteten mit Korallen, die Zähne mit
len, die Augen mit Mandeln zu vergleichen, dazu
n Schwanenhals und Haare aus Seide zu ent-
n — und es fehlt dann nichts, als daß ein Maler
Alles wörtlich nimmt und auf Grund dieser
hés getreulich ein Porträt malt. Bei Gelegenheit
er silbernen Hochzeit — und hätte die Gattin sich
rend eines Vierteljahrhunderts als Drache be-
rt — ist von einer „fünfundzwanzigjährigen

sondere sich nach dieser Richtung einer horrenden ruchtbarkeit rühmen. Der Beifall, der „stürmisch urch das Haus braust“ und „sich nicht legen will“— schließlich legt er sich doch! — der „sichtlich rgriffene“ Jubilar, der „mit vor Rührung erstickter Stimme dankt,“ die Darsteller, welche „mit Lust und Liebe“ gespielt oder sich um den Erfolg „verdient gemacht“ haben, der Director, dem mit einem neuen Stücke „ein Treffer“ zufällt — das Alles ist landläufig und bekannt. Wollen die Kritiker schonen, so schreiben sie einer in Offenbach's Genre sich bewegenden Operette „sinnige“ Melodien u, versichern von einem Carnevals-Schwank, er habe ine „ehrende“ Aufnahme gefunden, und fällt ein Stück durch, weil es aller Handlung entbehrt, so versichern sie, der Dialog „erinnere an Musset.“ Erlebt ein Trauerspiel ein Fiasco, so wird die „schöne Tendenz“ desselben und des Autors „edles Streben“ hervorgehoben. Ein Prolog, der zum elftenmale wieder sagt, was schon zehn vorher gesagt, ist „schwungvoll.“ So oft Lindau ein neues Stück oder Strauß eine neue Operette schreibt, erscheint das Cliché: Dieses Stück werde das „beste“ von Paul Lindau, diese Operette die „beste“ von Johann Strauß sein. Hat ein Künstler einmal einen Beinamen bekommen, o wird dieser stereotypirt. Jahrelang wäre es ein

crimen laesae majestatis gewesen, in Wien „
Ascher“ oder „Fräulein Geistinger“ zu sagen.
Clichés hießen: Der „geistreiche“ Ascher und
„ewig junge“ Geistinger... Das sind nur so et
Proben. Wollte man die Clichés aufzählen, deren
Dramatiker sich bedienen, man käme damit
zu Ende. Namentlich das sogenannte Volksstück arb
mit Clichés: mit dem bösen Grafen und dem g
Schuster — mit den unbemittelten Liebenden, d
ein steinreicher Wohlthäter dreißigtausend Gulden
seiner linken Westentasche gibt, damit sie im le
Act heiraten können — mit dem Cavalier, der
7 Uhr Morgens im Bett eine Flasche Champa
und drei Paar „Frankfurter“ frühstückt, und

man von den meisten Romanen nur die Mitte
ı, um zu errathen, worin der Anfang bestanden
d was das Ende bringen wird. Dumas père
nigstens ehrlich genug, den Gebrauch von Clichés
ht zu bemänteln. Er hatte seine stereotypirten
e, zum Beispiel: „Es war in einer kalten
nbernacht 18.. Der Schnee fiel in
n Flocken. Auf der Straße von Auteuil
Paris ritten zwei dicht vermummte
er. Der kleinere hielt sich in respect-
: Entfernung hinter dem größeren...“
fort mit Grazie!.... Wenn gar kein anderes,
die „naturalistische Schule“ in Frankreich das
erdienst, dem Götzen Cliché nicht zu huldigen
ber sich zu verirren, als mit Hilfe der Ste-
pie zu arbeiten. Das müssen selbst die heftigsten
des „Roman naturaliste“ und „expérimental“
ıen — ein Analogon dazu, daß auch die eifrigsten
agnerianer nicht bestreiten können: Richard
r habe das Cliché aus der Oper vertrieben, die
pirten Geschöpfe, die ein italienischer Librettist
ıdern getreulich nachschrieb.

Reclame.

Wenn Lazarus, der berühmte Völkerpsycholo
einem „Jahrhundert der Erziehung“ s
so darf wohl der Plauderer, der sich mit
kleineren Gesichtskreise begnügt, das „Jahrhunde
Reclame“ zum Gegenstande einiger Bemerk
machen. Freilich, es ist kaum noch so viel au

dasselbe Wort oftmals, um auf die Sache, die es bedeutet, aufmerksam zu machen. In der That will man heutzutage Aufmerksamkeit erregen, und da das schwerer wird von Tag zu Tag, muß man öfter, viel öfter „rufen“ als in früherer Zeit. Ehedem mag es genügt haben, aus dem „clamare“ „reclamare“ zu machen. Heute muß die Verstärkung erhöht werden. Es „rufen“ ihrer Viele, und das Publikum schenkt so ungern Gehör. Wie auf allen Gebieten, so wird auch auf jenem der Reclame die Concurrenz täglich größer. In allen Ständen, auf jedem Felde will man Reclame machen; die Aristokratie will es, die in einem Tableau vivant mitgewirkt; der Bürgersmann will es, der bei der Eröffnung einer neuen Suppen- und Thee-Anstalt eine ergreifende Ansprache an die versammelte Clientel hält; der Politiker und der Arzt, der Kaufmann und der Künstler, der Advocat und der Prediger, sie Alle wollen Reclame, und wer nie etwas Oeffentliches geleistet, sucht einen Anlaß zum Reclamemachen wenigstens in seinen Privateigenschaften — z. B. in seinem fein zugespitzten Schnurrbarte oder seinen tadellos sitzenden Schuhen.

Eitel waren die Menschen immer. Nur waren sie es nicht immer in gleicher Art. Im vorigen Jahrhundert fühlte sich auch der Eitelste zufrieden, wenn er in einem schöngeistigen Salon, in einem Bureau

it, seine Einfälle vorbringen und sich ihrer ng erfreuen durfte. Uns aber hat der En- smus für die Oeffentlichkeit erfaßt, wir leben enster hinaus, wir verkünden mit Vorliebe unsere iographien, und bei excentrisch angelegten Na- artet diese Vorliebe in Kundgebungen aus wie Buch der Frau Rakowitza-Dönniges: „Meine hungen zu Ferdinand Lassalle." Dieses Buch weniger zur Scandal- als zur Reclame-Literatur, wieder in inniger Verbindung steht mit der tur-Reclame. . . Auf lautem Markte drängen sich chreien ihrer gar Viele; es muß Einer tüchtige gen und tüchtige Lungen haben, um sich bemerkbar chen. An und für sich hat die Reclame allzeit

händler, daß Gegenstände à la Valérie stark gesucht werden, machen endlich welche auf gut Glück, und nachdem Frau von Krüdener etliche Novitäten à la Valérie eingekauft hat, zeigt sie sie ihren Freundinnen, diese kaufen sie auch, der Titel des Romans geht von Mund zu Mund, und ist ein Titel einmal populär, so finden sich zuletzt auch Leser für das Buch. Frau v. Krüdener hatte da einen Einfall, der — wie gesagt — in's letzte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts paßt. Es ist eben nichts neu unter der Sonne, auch die Reclame nicht, aber so wie heutzutage konnte diese doch nie gedeihen, denn es fehlte ihr früher die enorme Ausdehnung des Annoncen- und Placatenwesens, es fehlte ihr eine in ihrer Organisation völlig entwickelte Presse. Das gedruckte Wort übt einen geheimnißvollen Zauber aus, sogar auf Denjenigen, der gewohnt ist, es zu handhaben. Ich habe keinen unbedingten Glauben an alle Annoncen, und doch kann ich nie ohne Rührung der Marquise de Bréhan gedenken, welche seit wenigstens zwanzig Jahren die heilkräftige Revalescière Barry du Barry bestellt, und ich bleibe manchmal ganz ernsthaft, wenn ich zum soundsovieltenmale lese, ein Stück von Paul Lindau werde nun endlich in Uebersetzung an der Comédie Française in Scene gehen. Aber, um zu wirken, muß die Reclame nicht immer gedruckt werden. Gemalt, gesprochen, gemeißelt kann sie ebenso

oll sein. Haschen nicht Diejenigen nach Reclame,
rn auf einem Makart'schen Gemälde mitfiguriren
en? Verirrt die Reclame sich nicht bis auf Grab-
? In der französischen Schweiz liest man auf
Friedhofe in Goldlettern auf Marmor, hier
Monsieur tel et tel, seine untröstliche Witwe
tere ihn tief und theile dem Publikum mit, daß
s Hotel „aux hautes Alpes" weiterführe, Pen-
inclusive Wein zu 10 Francs per Tag. Dem
gen Reclamemacher ist eben jeder Anlaß will-
en: Geburt, Tod, Verlobung, Vermählung, sogar
Galgen mit all' seinen Schrecken. In New-York
die Hinrichtung eines Mörders bevor. Der

Reclameleistung für seine Familie zu sorgen. Echt amerikanisch! Drüben in der Neuen Welt ist ja das Eldorado der Reclame, drüben blüht Barnum, der mit der Schaustellung von Washingthon's Amme wohl das Sublimste in diesem Genre geleistet hat, drüben rühren die Impresarii die Trommel, und obwohl jeder Amerikaner weiß, was er von den Fackelzügen und Ständchen zu halten habe, welche den Primadonnen dargebracht werden, scheinen diese Mittelchen nach wie vor zu ziehen, denn andernfalls wäre es nicht zu erklären, daß die Arrangeure an ihnen festhalten. Mundus vult decipi, das ist eine der tiefsten Wahrheiten. Sie erklärt es, daß eine geschickt gemachte Reclame selbst Demjenigen imponirt, der sie als Reclame erkennt... In einem Wiener Theater hielt sich jahrelang Abend für Abend der Vater eines Schauspielers im Stehparterre auf, lobte seinen Sohn so maßlos, wie er dessen Rivalen tadelte, und obwohl die Zuhörer wußten, daß hier Vaterliebe und Reclamemacherei sich zusammengethan, wurde durch diese Stehparterre-Gespräche doch mit der Grund gelegt zur Beliebtheit jenes Bühnenkünstlers. Ein anderer, als Localfigur bekannter Vater — sein Sohn war Advocat — blieb vor den Schaufenstern stehen, in denen eine Photographie des Letzteren ausgelegt war, und begann, dem Publikum einen Vortrag über die Eigenschaften des Originals

rsetzen. Sigmund Schlesinger hat daraus ein
des einactiges Stückchen gemacht: „Mein Sohn…“
es Lob aus Vatermund ist eines der tausend und
tausend Mittel der Reclame. Als grellen Gegen-
ibt sich die „Reclame mittelst Angriffes.“ Diese
vielen Fällen besonders zu empfehlen, denn sie
auf naive Gemüther den Eindruck der Un-
lichkeit; sie bildet ein Pendant zu den bestellten
pellationen, mit welchen in Wählerversammlungen
andidaten so scharf zu Leibe gegangen wird, daß
ihre improvisirte Antwort unter enthusiastischem
lle der Anwesenden ertheilen.

Ein vernünftiger Mensch wird in der Wahl der
me-Gattung vorsichtig sein. Eines schickt sich

Ein Mann, der in Graz wohnt, steigt gewiß in der Achtung vieler seiner Nachbarn, wenn dort seine Ernennung zum „Genossen des Freien Deutschen Hochstiftes“ in Frankfurt am Main publicirt wird. In Frankfurt lacht man über dieses Hochstift, aber auf so viel Meilen Entfernung sehen die Dinge gar verändert aus. In jeder größeren italienischen Stadt existirt ein Verein, ein Circolo, der Ordenszeichen vertheilt und dafür eine bestimmte Gebühr einhebt. Diese Ordenszeichen darf Niemand tragen, aber was verschlägt das? In den Zeitungen heißt es dann doch (die Notiz ist wirklich ein Citat): „Der Circolo dei promotori in Neapel hat die Opernsängerin Frau H.-G. zum Ehrenmitgliede ernannt und ihr die Ordens-Insignien der Gesellschaft übersendet.“ Es gibt Menschen, die von da an Frau H.-G. mit erhöhter Ehrfurcht betrachten ...

Im engsten und im weitesten Kreise ist Boden für die Reclame. Ich weiß eine Familie, deren Mitglieder unter dem Titel „Mutua Reclamia“ einen Verband zur gegenseitigen Belobung gestiftet haben; die Angehörigen dieses Verbandes loben aneinander Alles, Alles ohne Ausnahme. Sogar wenn einer von ihnen eine Zahngeschwulst bekommt, rufen die Uebrigen mit Entzücken aus: „So geschwollen wie Du ist doch Niemand! ...“ Aber nicht nur die Fremden, welche

fällig zuhören, glauben an dieses Entzücken, sonder
e Mitglieder der „Mutua Reclamia" selbst nehmen
re Lobesergüße mit andächtigem Ernste auf. Im
Beiteren ist ein Spiegelbild solcher Verbrüderung di
echselseitige Lobes-Assecuranz, die heutzutage unte
n deutschen Schriftstellern üblich geworden.

Die Reclame, wie sie sich herausgebildet hat, is
nerseits eine Frucht des Streberthums, andererseit
er deshalb ein Merkzeichen der menschlichen Eitelkei
eil dieselben Leute, welche die Reclame machen, i
stande sind, an sie zu — glauben. Es geht dam
ie mit der Claque, die von den Schauspielern bezah
ird und, wenn sie tüchtig arbeitet, ihre Brodgebe
cht selten in wirkliche Rührung versetzt. Ich wei

als Posa war großartig; nach der entscheidenden Scene mit dem König wurde ich dreimal gerufen.“ Besonders beliebt zu Reclamezwecken sind die Jubiläen mit der obligaten Rührung, der feierlichen Ansprache und der von Thränen erstickten Antwort, dem von den Collegen gewidmeten Pocal (in manchen Fällen Remontoir-Uhr sammt Kette) und, falls die Rührung in einem der kleineren deutschen Staaten spielt, mit dem vom Landesherrn verliehenen Ritterkreuze. Ist gerade kein anderer Anlaß da, so wird von den Ferienprojecten der Künstler erzählt, von ihren Landaufenthalten, von den Gastspiel-Anträgen, die ihnen geworden, u. dgl. m. Fräulein Minnie Hauck langt seit Jahren mit einer Reclame aus: mit der Geschichte ihres Kampfes mit einem Indianer. Sie ist Amerikanerin. In Amerika reiste sie einmal, da wurde der Zug von Indianern überfallen . . . . wozu aber die ganze Historie wieder erzählen? Genug daran, Minnie Hauck schlug den Indianer natürlich in die Flucht. Wilde Indianer fürchten sich bekanntlich immer vor Primadonnen.... Eine Wiener Operettensängerin erfand ein Kind, das sie vom Ertrinken gerettet (sie das Kind nämlich), aber diese gewiß auch sehr schöne Geschichte litt unter dem Hauck'schen Indianer-Roman und machte nicht den erwünschten Effect... Recht nette Wirkung bringt es in der Regel hervor, wenn ein Künstler aussprengen

läßt, er wolle die Stätte seiner Wirksamkeit verl
da er glänzende Anträge nach auswärts habe,
Zeit schwankt, ob er bleiben oder gehen soll,
schließlich zur Genugthuung seiner Verehrer „erh
bleibt.“ Es gibt Mimen, die uns auf diese Art
ein Menschenalter „erhalten“ geblieben sind. S
Inventarstücke sichern sich eine Art von Gewohn
beifall. Ueberhaupt ist die Gewöhnung des Publi
der halbe Erfolg des Künstlers. Jeder Ort e
sich seine Localgröße, deren Bedeutung man
Meilen weiter gar nicht zu würdigen weiß. In
Nähe Wiesbadens wohnend, las ich zweieinhalb
hindurch täglich von Fräulein Rolandt als von
„Wiesbadener Nachtigall.“ Im Anfang ärger

gibt in Wien einen Künstler, der die Journalisten jahrelang bat, ihn nicht „Herr“ zu nennen. Er wußte, was er damit verlangte… Manche Künstler sehen ein, daß sie keine Selbsterkenntniß haben, und getrauen sich deshalb nicht, sich selber ein Epitheton beizulegen. Sie ersuchen deshalb befreundete Redacteure um gütige Aufnahme einer Notiz, in welcher sie einigen Raum behufs Ausfüllung freilassen. „Der ...... Tenorist X. Y. wird“ u. s. w. An die Stelle der sechs Punkte ließe sich schreiben: „berühmte“ oder „vortreffliche“ oder „geschätzte.“ Dagegen liegt es nicht in der Absicht des Petenten, sie etwa durch „stimmlose“ oder „ausgesungene“ ersetzt zu sehen. Die Theater-Directionen leisten in officieller Reclame ganz Respectables. Sie erzählen ewig von ausverkauften Häusern, von Leuten, die Abends bei der Billetcasse unbefriedigt umkehren mußten, von rasenden Beifallsstürmen und dergleichen Elementar-Ereignissen. Als im Theater in der Josefstadt vor Jahren die Dachfenster vermehrt wurden, verschickte die Direction an die Zeitungen ein Communiqué, in welchem die neuen — Ventilations-Einrichtungen gepriesen waren. Der Secretär, der das Communiqué verfaßte, gestand mir später einmal ferne von Wien den lustigen Reclamestreich. Einige Reclame-Typen und -Züge sind in der Kunstwelt stereotyp; der kleine Virtuose, der seit undenklichen Zeiten eilf

Jahre alt ist; der Eifer des Hamburger Dire
Pollini für die heiligsten Interessen der Kunst
erste Aufführung, die schon deshalb des Bes
lohnt, weil der Autor zu derselben sicher hier ein
(natürlich ist der Autor durch Unwohlsein an der
verhindert worden); das lebhafte Interesse der T
toren, die keine Novitäten haben, an guten, äl
Stücken; die Begeisterung für Dichter-Heroen, di
manchmal in wahrhaft erhebender Weise äußert.
in der Fürstengruft zu Weimar. Wer diese h
Stätte betritt, der findet vor Schiller's Sar
zierliches Kästchen, enthaltend einen Lorbeerkranz
Sammt, auf jedem Blättchen eingestickt der Titel
Schiller'schen Werkes, und als Urheberin dieser

großen, echten Leistungen, gehört Denen, die gerungen, gestrebt, gearbeitet haben, ohne den Mund voll zu nehmen, ohne der Welt in die Ohren zu schreien: „Nur hereinspaziert! Gleich wird angefangen! Billiger und dauerhafter als überall! ...“

Dichtung und Wahrheit.

(Eine Sonntags-Betrachtung.)

Für uns Stiefkinder des Schicksals, die in der Tretmühle täglicher Arbeit stehen, für uns ist der Sonntag mehr als eine Ruhepause, mehr ein vom Kalender dargebotener Vorwand zum enzen; er ist ein letzter Lichtschimmer von Idea-

Tage lang in die Stadt gebannt ist in Staub und Hitze! ... Tausende von Menschen sehen an Sonntagen ganz anders aus als an Wochentagen; man gewahrt da in ihren Augen, die sonst glanzlos und gelangweilt in die Welt schauen, einen Funken höherer Art — ich möchte in einem Lande nicht leben, wo der Sonntag nicht gehalten wird! Sechs Tage lang wird Einem Jahr um Jahr das bessere Ich genugsam in Fetzen zerrissen — am Sonntag mag man sich zum Ersatze in eine Idealwelt einspinnen, am Sonntag verschließe ich von innen meine Thür und bin für Enttäuschungen nicht zu Hause ...

Ein Sonntag kommt wieder, und da denke ich unwillkürlich daran, welcher Gegensatz zwischen Wirklichkeit und Ideal besteht, zwischen Dichtung und Wahrheit. Jene zeigt den Menschen in seinem Sonntagsstaate, diese in seinem Werkeltagskleide. Und indem man die Beiden denkend in's Auge faßt, springt auch die literarhistorische Erinnerung vor Einem auf, daß mit ihnen alles Ringen und Kämpfen der meisten literarischen Schulen bezeichnet ist. Dichtung und Wahrheit in Einklang zu bringen; das Leben mit der Darstellung des Lebens zu versöhnen; die Kluft zu überbrücken, die zwischen Stoff und Form liegt — das war fast immer das Ziel der großen Dichter und Schriftsteller. In Zwecken waren und sind sie einig.

Ihre Mittel gehen auseinander. Aber im Grun
wollen sie Alle dasselbe, nur möchte Jeder es a
eine Art erreichen. Spielhagen glaubt, mit sein
Dichtung der Wahrheit am nächsten zu kommen, we
r in „Angela“ so weit geht, die Behörde zum E
chreiten zu provociren; Novalis, wenn er in „Heinr
von Ofterdingen“ die Welt schließlich ganz in „Gemüt
auflösen will; Kleist, wenn er den im hellsten Sonn
ichte des Verstandes beginnenden „Michael Kohlhaa
n traumhafter Dämmerung unter Zauberspuk end
äßt. Boileau meinte, die Lösung des Räthsels,
Versöhnung der Gegensätze gefunden zu haben, als
ang: „Rien n'est beau que le vrai, le vrai se
st aimable.“ Mit einemmale erschienen die fra

Versöhnung zwischen Dichtung und Wahrheit möglich ist auf Erden.

Vorderhand — welcher Abstand zwischen Wirklichkeit und Ideal! Wie anders die Menschen im Roman, auf dem Theater im Vergleiche mit den Menschen, unter denen wir leben! Nicht einmal Zola hat die Verwegenheit, Alles beim rechten Namen zu nennen. Er schreckt zurück vor den letzten Consequenzen seiner Richtung. Nun erst die anderen Romanciers, ob Deutsche, Franzosen oder Engländer! Was sie für den höchsten Grad von Wahrheit halten, ist noch immer unwahr bis in's tiefste Mark. Nach meiner Meinung muß Jemand, der etliche Jahre hindurch alle „berühmten" und „beliebten Romane" liest, einmal den Verstand verlieren, dahin kommen, all' die hyperklug und syrupsüß ersonnenen Ammenmärchen kunterbunt mit einander zu verwechseln und nur noch zu wissen, daß die Geschichte „gut" endet, daß Berthold Auerbach Friedrich Spielhagen die Hand reicht, Levin Schücking sich mit Edmund Höfer verlobt, und Hans Hopfen und die Marlitt sich als natürliche Geschwister entpuppen. Es wäre interessant, zu erfahren, wie es im Gehirn eines eifrigen Romanlesers aussieht. Letzterer muß nach und nach die wirkliche Gestalt der Welt vergessen. Dabei steht in so vielen Romanen dasselbe zu lesen. Wer als Abonnent einer Leihbibliothek eine

isse Uebung erlangt hat, kann getrost einen Passus s der Mitte eines Bandes von Werner, Dewall dergleichen lesen, und er wird sich Anfang und de mit einiger Sicherheit hinzudenken können. Aber Publikum hat ein nimmer zu stillendes Bedürfniß h idealer Sensation. Je tiefer der Leser steht, desto hr Aufregung will er für sein Geld haben. Wer st keine interessanten Angelegenheiten hat, will sich denen anderer Leute gütlich thun, und lebten e auch nur auf geduldigem Papier. Je weniger er von dem sieht, was in der wirklichen Welt vor- t, desto gieriger ist er danach, sich merkwürdige rgänge aus der Romanwelt erzählen zu lassen. Er

Spur von alledem! In der Wirklichkeit fällt niemals bengalisches Licht auf ein Paar, das den ersten Kuß tauscht — singen niemals ein Dutzend Menschen: „Wir fliegen, wir eilen!“ ohne sich von der Stelle zu rühren — reden auch die interessantesten Witwen nicht immer geistreich — kurzum im Leben geschieht nichts, absolut nichts so, wie auf der Bühne, und wenn irgend ein Institut, so erweitert das Theater die tiefe Kluft, die zwischen Wahrheit und Dichtung gähnt . . . Ich mag am Sonntag keinen Sperrsitz haben!

Glücklich die Naiven, die Uneingeweihten, die da meinen, nirgends vereinige sich Wahrheit inniger mit Dichtung, als im Leben der Poeten, der Künstler, in dem Erdenwallen Derer, die im Dienste der Musen wirken und weben. Ehemals vielleicht, zur Zeit der Troubadours, der Minstrels, der Minnesänger, mag solche Vereinigung existirt haben. Wie verflüchtigen sich heutzutage all' diese Illusionen vor der schnöden und spröden Wirklichkeit! Wird es doch sogar in Paris bald keine echten Bohémiens mehr geben! Sie sterben aus, wie in Deutschland die Schauspieler, die sich täglich betrinken und ihre Einnahmen sinnlos verschwenden, wie die Dichter, die bei Winterkälte frierend in einem dünnen Mäntelchen dahinwandeln und sich niemals begeisterter fühlen, als wenn sie kein Fleisch in der Schüssel und kein Feuer im Ofen haben.

s bohémiens se sont rebourgeoisés“ sagte Ab
nal bei einer öffentlichen Redegelegenheit.
auspieler erglüht in zärtlicher Neigung für
ere Capitalsanlage, der Dichter will essen, trin
sich wärmen wie ein Anderer; Hieronymus L
Recht: „Honorar ist auch Poesie . . .“ In ir
em Sinne wird das große Publikum durch
sönlichkeit der Musen-Jünger sicherlich enttäusch
geistreicher Schriftsteller — glaubt es — müss
treich auch im Gespräche sein. Gott schütze Ein
dem Verkehre mit der Mehrzahl der Humoristen
rose, einsylbige Menschen, die sich hüten, einen W
sprechen, den sie sich für die Feder aufspare

habe ich eine unsägliche Scheu davor, berühmte
kennen zu lernen; denn diese bringen mir in
Regel mit leidiger Eindringlichkeit den ganzen
nsatz zwischen Wahrheit und Dichtung wieder vor
en — den Contrast zwischen den Vorstellungen,
man sich von ihnen macht, und ihrer thatsächlichen
dividualität. So manches Backfischchen hat keinen
ßeren Wunsch, als seinem Lieblingsdichter einmal
n Angesicht zu Angesicht zu begegnen. Wohl ihm,
enn dieser Wunsch sich nie erfüllt, oder wenn es den
Dichter dann eben mit voreingenommenen Backfischchen-Augen betrachtet, mit jener Liebe, die das Object nicht
sieht, wie es wirklich ist, sondern wie sie es sich zurechtgelegt und ausgestaltet hat. Allerdings, man braucht
kein Backfischchen zu sein, um berühmten Leuten mit
wunderlichen Begriffen gegenüberzutreten, und die
berühmten Leute haben oft liebe Noth, sich ihrer Haut
zu erwehren. Augier saß während eines Diners neben
einem Artillerie-Obersten. Er schwieg während des
Mahles. Als die Hausfrau ihn frug: „Wann werden
Sie das erste geistreiche Wort sagen?“ — gab er zur
Antwort: „Sobald der Herr Oberst den ersten Kanonenschuß gelöst haben wird.“ Nun ja, dem Dichter sind
Einfälle, was dem Artilleristen die Kanone ist: sein
Werkzeug.

Das Publikum identificirt die Dichter mit den
hten, den Künstler mit den Kunstwerken. Es will
davon hören, daß Maria Stuart, nachdem sie
nften Aufzug gestorben, zu Hause behaglich zu
speist; es mag nicht daran glauben, daß Heine
inen Versen gefeilt habe; zugeflogen sollen sie
ein wie gebratene Tauben, denn Dichten sei keine
t, sondern ein Vergnügen. Es mag nicht daran
rt sein, daß Mathias Claudius, der Sänger
erühmten Weinliedes, nie einen Tropfen Wein
ken hat. Es protestirt gegen die Behauptung,
er oder jener berühmte Poet ein ausgemachter
bürger sei, der allabendlich im selben Wirths-
an seinem Stammtisch sitze. Es glaubt nicht

zwölften bis zu ihrem fünfzehnten Jahre, und als sie dann starb, trug er sich mit Selbstmordgedanken, schrieb die „Hymnen an die Nacht“ und ... und ein Jahr später schlug er der Romantik ein Schnippchen und verlobte sich wieder. Kleist's Tod war ein ungewöhnlicher, in seiner gewaltsamen Grauenhaftigkeit dieses originellen Menschen würdig. Aber in der Regel wissen die Dichter die Romantik ihrer Werke mit der Spießbürgerlichkeit ihres Erdenwallens zu versöhnen — in einem Umfange zu versöhnen, von dem sich der Bewunderer ihrer Schöpfungen in der Regel nichts träumen läßt. Nach dem Falliment des Buchhändlers Ballantyne schrieb Walter Scott nur noch, um seine Schulden von 147,000 Livres Sterling zu tilgen. Jeder andere Zweck war ihm fremd geworden. An Dumas, diese Scheherezade Europas, und Balzac, den größten Romanschriftsteller des Jahrhunderts, kann man nicht denken, ohne sich zugleich der drängenden Gläubigerschaar zu erinnern, die hinter ihnen stand und ihnen die erwerbende Feder in die Hand drückte.

Alles täuscht und trügt, was an eine Versöhnung von Wahrheit und Dichtung glauben machen will. Wer im Parquet sitzt und nie hinter die Coulissen guckt, gewahrt das nicht so deutlich wie Einer, der mit auf der Scene steht, und spielt er da auch nur

… In der Poesie wie im Leben der
… Kunst wie im Leben der Künstler
… und Wahrheit klaffend auseinander
… gt ist die Brücke, die von einer zur
… m schwächsten dort, wo die Dichtung
… Wahrheit zu s c h e i n e n, und es doch
… , die Wahrheit zu s e i n … Es bleibt
… esseres übrig, als Dichtung und Wahr-
… n, den Sonntag loszulösen von den
… sich seiner zu freuen und im Sommer
… er Natur, im Winter beim wärmenden
… gessen, daß vorher ein Samstag war und
… in Montag kommt … Wer weiß, ob wir
… fänden, wenn die Dichtung das leitende
… wenn es jährlich 365

Ereignisse in einer Bücherkiste.

Einmal bin ich von Frankfurt nach Wien übersiedelt. Das ist eine kostspielige, aber recht angenehme Unterhaltung. Man sieht aus seiner Wohnung ein Möbelstück nach dem anderen verschwinden, hat endlich kein Plätzchen mehr, um sitzen zu können, und im Laufe der Dinge wird Einem zu Muthe, als müsse man in der nächsten Minute selber in eine Binsenmatte eingeschnürt und in den Eisenbahn-Waggon gesteckt werden als Collo Nummer soundsoviel. Mit einigem guten Willen gewinnt man Allem in der Welt eine rosige Seite ab, namentlich als Mensch von der Feder, der dem stoffspendenden Schicksale dankbar sein muß. So kommt es, daß die Uebersiedlung vom Main- zum Donau-Ufer mir eine freundliche Erinnerung zurückgelassen hat. Besagte Uebersiedlung verschaffte mir nämlich einen interessanten Einblick in die Stellung der berühmtesten Autoren zu einander. Wie das gekommen, will ich kurz berichten.

Meine Bibliothek wurde eingepackt. Bücher für
Reise rüsten, das ist ein Geschäft speciell für
en; sie besitzen Geduld und Zartheit, und diese
Eigenschaften sind nöthig, um eine Bücherei
rendermaßen für die Wanderschaft vorzubereiten.
geistige Arbeiter sollte, ehe er heirathet, von dem
hen seiner Wahl eine Bücherkiste packen lassen.
t die Auserwählte die Formate, die zusammen-
, sich räumlich gut aneinanderschließen, so hat
rdnungssinn. Faßt sie Schiller's Gedichte oder
e's „Faust“ mit heiliger Scheu an, wie einen
etterling, den sie zu lädiren fürchtet, so taugt sie
hehälfte für Einen, der sich zumeist darum be-
ern muß, wie die Actien der Weltliteratur stehen.

Autor heraus und murmelte von da an nur halblaut vor sich hin: „Etwas Dickes." „Etwas Dünnes." Vapereau ist dick, Tennyson dünn, ich empfehle diese Classification zukünftigen Gottschall's als Substrat für ein Capitel: „Die Literatur, vom Standpunkte des Uebersiedelns und Einpackens beurtheilt."

Zwei Bücherkisten waren voll und standen in einer Zimmerecke, der Reise gewärtig. Eine dritte zeigte sich ebenfalls bis an den Rand vollgepfropft. Der Deckel lehnte daneben, und so konnte ich sehen und — hören, was im Innern vorging. Jawohl, hören, denn in nächtlicher Stunde wurde in der Kiste gesprochen, viel und lebhaft gesprochen ... Ich lag zu Bette und wollte eben einschlafen, als ich ein Gewirre von Stimmen vernahm, das mich veranlaßte, mich vom weichen Pfühle zu erheben. Ich hatte bald entdeckt, daß die Bücher sich miteinander unterhielten, und postirte mich nächst der Kiste, um Augen- und Ohrenzeuge zu sein. Aus dem Wust von Büchern drängte sich eines nach dem anderen empor, bahnte sich mit den Ellenbogen den Weg, redete, so laut es vermochte, und fing zu kreischen an, wenn ein Berufsgenosse es überschreien wollte.

Ich war eben herangetreten, als ein Bändchen Auerbach'scher „Dorfgeschichten," außer sich vor Zorn, hin- und herhüpfte und mit leisem Anklange an den

bischen Dialect ausrief: „Nein, es ist zu arg,
man mich zu den Dorfgeschichten von Hermann
mid und August Silberstein! Ich protestire,
nelkreuzdonnerwetter!“ — „Himmelkreuzdonner-
r!“ tönte es wie ein Echo. Fritz Mauthner's
) berühmten Mustern“ hatte Auerbach imitirt.
uhigen Sie sich,“ sagte Johannes Scherr's
hichte der deutschen Literatur,“ „die Dorfgeschichten
n alle miteinander nichts. Einen großen Staub-
soll man nehmen und alles krankhafte Ungezücht
sfegen aus der Welt wie Pest und Krätze. Die
rnlümmelverherrlichungsfexe soll der Teufel holen.“
i schlug Scherr mit den Fäusten um sich, wurde
em Einbande roth vor Zorn, pustete und gab

ich stehe unerreicht da, ich bin classisch." — „Trösten Sie sich," sagte Robert Hamerling's „Ahasver in Rom" ironisch, „es geht anderen Leuten schlimmer als Ihnen. Ich liege tief unten in der Kiste, als ob ich Niemand wäre, und Grisebach's „Neuer Tanhäuser" liegt zuoberst, tritt hunderte Dichter mit Füßen und thut, als käme ihm der erste Rang zu in der deutschen Poesie." — Da ließ sich eine Stimme hören:

„Ob ihr oben, ob ihr unten seid,
Ob die Matten, ob die Bunten seid,
Friedlich sollet ihr vertragen euch,
Zanken nicht und nicht beklagen euch."

Es waren Bodenstedt's „Lieder des Mirza-Schaffy." „Vertragen euch, beklagen euch," lachte Fritz Mauthner. Er wollte offenbar weiter sprechen, da fielen ihm Wilhelm Jordan's „Nibelungen" mit Stentorstimme in's Wort: „Stellen wir ein- für allemal fest, welche Gattung die höchste ist. Unstreitig das Epos. Und wer ist der größte Vertreter dieser Gattung? Ich, ich, ich." — „Erlauben Sie," unterbrach Julius Wolf's „Rattenfänger von Hameln".... — „Ich erlaube gar nichts," gaben Jordan's „Nibelungen" zur Antwort, „ich bin der größte und damit basta!" — „Darüber kann Niemand urtheilen als ich," bemerkte Gottschall's „Die deutsche National-Literatur im neunzehnten Jahrhundert." — „Na, ich

, daß da noch andere Leute d'reinsprechen dürfen,"
Gervinus' „Geschichte der deutschen Dichtung"
und speciell der fünfte Band. Gervinus maß
dritten Band Gottschall verächtlich von oben bis
. — „Höchste Gattung ist das Drama," rief
be's „Burgtheater." — „Die Lyrik," entgegnete
f's „Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes."
Der Roman," behaupteten Spielhagen's „Pro-
tische Naturen." — „Das Feuilleton," ließ sich
Stimme vernehmen, „man kann sogar Stücke
s machen." — „Sei ruhig, Paul," beschwich-
Wilbrandt's „Meister Amor" und fügte hinzu:
n Autor hilft sich, indem er jedes Genre cul-
Man muß praktisch sein." — „Ja, ja," seufzten

„Sehen Sie meine Umgebung an, und Sie werden begreifen, daß mein Schicksal viel schlimmer ist, als das Ihrige. Louis Büchner's „Kraft und Stoff“ liegt wie Centnerlast auf mir, Karl Vogt's „Vorlesungen über den Menschen,“ Ernst Haeckel's „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ und Schopenhauer's „Welt als Wille und Vorstellung“ reiben sich an mir und ich kann nicht entfliehen, ich liege eingepreßt zwischen Büchern, die ich hasse.“ — „Ruhig! Sie stören mich im Nachdenken,“ klagte plötzlich Buckle's „History of civilisation in England.“ — „Schweigen Sie, Sie elendes Fragment,“ höhnten im Chorus die 48 Bände von Vehse's „Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation.“ — „Mäßigung, meine Herren und Damen,“ flehte Carrière's „Aesthetik.“

Niemand achtete auf diese Mahnung, ausgegangen von einem Priester des Schönen. Der Sturm in der Kiste wurde immer heftiger und heftiger. Jedes Buch beanspruchte den ersten Rang für sich, keines wollte auf dem Boden der Kiste bleiben, eines drängte, drückte, stieß und quälte das andere, Wilkie Collin's „After dark“ und Ouida's „Strathmore“ ließen sich sogar in eine kunstgerechte, englische Boxerei ein. Ich dachte einen Augenblick daran, die Bücher umzupacken und sie nach Gattungen zu sortiren, damit

eintrete. Aber Gottfried Keller's „Grüner rich," als hätte er meinen Gedanken errathen, rte: „Ich muß meine Kiste für mich allein haben, ich bin originell und brauche daher meinen Platz Niemandem zu theilen." — „Ganz mein Fall," derten Heinrich v. Kleist's „Erzählungen," und der gleichen Reclamation kamen Grabbe's „Gemelte Werke," Leisewitz' „Julius von Tarent," stenberg's „Ugolino," und durch alle Stimmen bemerkbar machend, schrie Gregor Samarow's Scepter und Kronen": „Ich muß ebenfalls Kiste für mich haben. Mit Theodor Storm Wilhelm Jensen reist Unsereins nicht." In kurzen Pause ließ Albert Lindner's Brutus

unter uns, so ließe sich reisen. Aber diese Männergesellschaft mit ihren Unarten, Schwerfälligkeiten, mit ihrer Freude am Trinken verleidet Einem das Leben. Die ganze Zeit ächze ich unter der Nähe von Scheffel's „Trompeter von Säkkingen" und von Heine's „Gesammelten Werken." Eine nette Nachbarschaft das!" — „Sie haben ja so Recht," gaben Elise Polko und Harriet Beecher-Stowe zur Antwort, wendeten sich ab und meinten gleichzeitig: „Lächerliche Person, diese Birch-Pfeiffer! Nichts als Theater-Handwerkerei." Dann murmelte die Amerikanerin mit einem Seitenblick auf die Polko: „Blutleeres Mondscheingefasel," und die Polko mit einem Seitenblick auf die amerikanische Schwester in Apoll: „Läppische Kindergeschichten!"

„Ich bitte um Ruhe!" gebot Ernst Eckstein's „Schach der Königin." „Wir wollen durch Stimmenmehrheit entscheiden, wer unter den Anwesenden der Bedeutendste ist. Hat Jemand den Muth, sich selbst dafür zu erklären, so rufe er Ja ..." Sämmtliche Bücher riefen „Ja," sogar der „Führer durch Melk" und der „Katechismus der Geometrie."

Nun entstand ein Tumult, wie ich noch nie einen ähnlichen gehört. In einem halben Dutzend Sprachen heulten die Bücher durcheinander, aber kein einzelnes Wort war zu verstehen, nicht einmal Scherr's Grobheiten konnte man unterscheiden...

Da mußte etwas Energisches geschehen.

Ich nahm Nägel, einen Hammer, legte den Deckel
die Kiste und verschloß diese. Mit dem letzten
nerschlage trat Ruhe ein. Nun mußten sie alle
uhig verhalten, nun mußten sie miteinander
. Aber ich bin begierig, wie sie sich vertragen
. Morgen nehme ich den Deckel von der Kiste
nd will nachsehen, in welchem Zustande sich mein
ath an Weltliteratur befindet. Vielleicht bekommt
Bundarzt zu thun.

Aus dem „lateinischen Lande."

Alfred de Musset, Henri de Murger, Gérard de Nerval, all' die großen Vertreter der Bohême waren schuld daran, daß ich einmal im Quartier latin mein Pariser Zelt aufgeschlagen ... Hier wollte ich sie Alle suchen: Mimi Pinson, die Gesellschaft der „Wassertrinker," die Étudiantes... Nun, die Dichter haben, wie sie das immer thun, auch hier die Wirklichkeit übertrieben, Mimi idealisirt und den „Wassertrinkern" einen Heroismus verliehen, den sie kaum besitzen. Aber trotzdem ist noch heute ein gut Stück Zigeuner-Sorglosigkeit in diesem Viertel von Paris zu finden.

Das Viertel existirt officiell nicht mehr, man hat es aus der Liste der Lebenden gestrichen ... Gérard de Nerval hat sich vor Hunger erhängt, Musset und Murger sind jung gestorben .... Die französischen Schriftsteller von heute bemühen sich gute Bourgeois

erden und einen Sparpfennig für ihr Alter
zulegen .... Aber die alten Traditionen leben
das Quartier latin existirt nicht nur nach wie vor,
t sich erweitert und vergrößert, es greift hinüber
Faubourg St. Germain, welches das Privilegium
Aristokratenheims schon längst mit den Boulevards
en Avenues theilen muß. Es umfaßt den größten
des linken Seineufers, des Ufers, an welchem
kademie, das Pantheon, die großen Bibliotheken,
erühmtesten Verleger, die Antiquitätenhändler,
Bouquinisten mit ihren hunderttausend Scharteken
t sind. Am linken Seineufer herrscht der Geist,
echten das Geld; hier die Intelligenz, dort der
; hier die „Studentin“ die mit ihrem Studenten

geht der Ruf der Étudiante, die beim Cancanniren mit ihrer Fußspitze einem Zuseher den Cylinderhut vom Kopfe schlägt. Das linke Ufer und das rechte haben ihre speciellen Berühmtheiten; ich ziehe diejenigen vom linken vor, denn drüben wohnen die Blasirtheit und Uebersättigtheit, hier noch der unstillbare Hunger und Durst, die von der Tafel des Lebens noch in vollen Zügen und in riesigen Bissen genießen wollen... Nicht weniger als 11.000 Studenten, darunter etwa 5000 Mediciner, bevölkern durchschnittlich das Quartier latin. Eilftausend und doch nur E i n e r! Denn auch hier ist der Student ein Typus, und wer Einen kennt, kennt Alle. Aber welcher Unterschied herrscht zwischen den deutschen und den französischen Studenten!

Dieser weiß Nichts von einer Burschenschaft, Nichts von Cerevis und voller Wichs; er raucht aus keinem „System," sondern dreht sich Cigarretten oder steckt sich eine Cigarre in's Gesicht; er trägt Sommer und Winter einen wohlgebürsteten Cylinder, läßt seine Haare kurz scheeren, bemüht sich, die Stutzer vom anderen Ufer zu imitiren und trinkt kein Bier, sondern Wein, Cognac, schwarzen Kaffee und Absynth; er kennt keinen „Commers," sondern einen „Punch"; er schließt keinen ewigen Freundschaftsbund mit einem Commilitonen, sondern er theilt Wohnung und Börse mit einer Freundin, die Näherin, Modistin oder Schneiderin ist und

jeden Donnerstag zu Bullier und jeden Sonntag
Asnières oder Bougival führt; er hofmeistert
und gibt keine Lectionen, denn entweder sorgt seine
lie oder der Staat für ihn — wer keine solche
uelle besitzt, studirt in Paris eben nicht; er singt
Burschenlieder, für den schwarzen Wallfisch von
on oder für Pumpius von Perusia fehlt ihm
es Verständniß, er singt mit weiblicher Beglei-
den Pariser Gassenhauer:

„C'est vingt-cinq francs,
C'est vingt-six francs,
C'est vingt-sept francs cinquante;
C'est ça qu'est l'vrai bonheur
Allons, vas-y d'bon coeur.
C'est vingt-cinq francs,

des lilas, hat die Dame freien Eintritt, der Herr bezahlt einen Franc und für diesen Franc amusirt man sich eine Nacht hindurch und kommt dabei auf seine Kosten. Das Tanzvergnügen bei Bullier beginnt um zehn Uhr Abends.

Was aber bis dahin mit dem Abend beginnen? Man geht in's Café chantant, und zwar in eines, das speciell den Studenten gehört: in's Concert du châlet auf dem Boulevard St. Michel. Der Fremde, der Paris beobachten will, mengt sich hier unter die Studenten, und was er im Châlet zu sehen und zu hören bekommt, gehört zu den lustigsten Episoden in diesem großen Spectakelstück, in welchem Posse und Tragödie einen gleich großen Antheil haben, genannt: „Pariser Leben." Aber wie es beschreiben? Man müßte, um dies zu vermögen, die Feder in Uebermuth, in schallendes Lachen, in Jugend und Sorglosigkeit tauchen. In Châlet, wie überall, wo der Pariser Student Unterhaltung sucht, erwartet er nicht, daß man ihn unterhalte, sondern er selbst nimmt das Programm auf sich, er amusirt die Genossen, er wird zum Acteur. Das eigentliche Programm des Châlet ist nicht besser, als jenes aller übrigen europäischen „Tingel-Tangel." Tenöre, die an keinem Theater mehr ein Engagement finden, wechseln mit Chansonnetten-sängerinnen ab, die heiser sind, aber durch Schminke

setzen suchen, was ihnen an Organ mangelt, die Watta, welche den Hörern in die Ohren zu chen wäre, in den Strümpfen tragen.

Jongleurs, Gymnastiker, seiltanzende Affen, ge- Pudel vervollständigen das Vergnügungsmenu, hie und da kommt ein Japanese oder Chinese um Proben asiatischer Kunstfertigkeit zu liefern. was auf der Bühne vorgeht, ist Nebensache. Die e liegt im Zuschauerraume, und die angekün- Mitwirkenden machen eigentlich das Publikum ..

Das Châlet ist jeden Abend überfüllt. Etwa hundert Menschen finden sich da ein, darunter stens achthundert Studenten, dreihundert Étu-

fällt vor Lachen schier von seinem Sitze, dem Einheimischen ist das aber nichts Neues, er hat sich an dieses Accompagnement gewöhnt. Nun tritt Madame Leontina auf, eine serieuse Sängerin, und trägt das rührende Lied: „La chaumière de Ketty" vor. Die Achthundert schweigen, aber sie begleiten das sentimentale Stück mit parodistischen Bewegungen, sechzehnhundert Arme besorgen die Gesten zu dem ergreifenden Gesange. Madame Leontina tritt ab, die Achthundert applaudiren rasend ... Pause. Plötzlich ruft es aus einer Ecke, wie in den großen Theatern während der Zwischenacte: „Le programme! Le petit journal! Le petit moniteur! La France! L'entr'acte!"

Kein Zeitungsjunge entsendet diese verführerischen Rufe, sondern ein Jurist, der sein Nachahmungstalent beweisen will. Die Versammlung begreift schnell, und wenn der Jurist wiederholt, stimmen die übrigen 799 mit ein: „Le programme! Le petit journal! Le petit moniteur! La France! L'entr'acte!

„Cht! Cht!"..... Auf der Gallerie steht ein Mediciner auf: „Messieurs!" ruft er ... „„Très-bien! très-bien! Parlez"" .... „Messieurs! Permettez" .... Aber er spricht nicht weiter. Im Hintergrunde der Gallerie taucht ein Sergent de ville auf und bedeutet dem jungen Manne, keine Rede zu halten. Dieser gibt nach, setzt sich wieder ... Auf der Bühne läutet

„Entrez!“ schreien die Achthundert. Der Vor-
geht auf. Madame Anisette singt eine Chansonnette.
Den Refrain heulen die Achthundert mit, was
ame Anisette nicht im Mindesten beirrt, und hie
a wird aus der Chansonnette ein Dialog: „Est-
e je dois vous le dire?“ hat Madame Anisette
ngen, da ihre Chansonnette von der Liebe erzählt.
ça ne vaut pas la peine!“ brüllt ein Student.
s toujours! dites!“ entgegnet ein Anderer. Und
wogen die Stimmen durcheinander, Madame
tte, der solche Scenen nichts Neues sind, wartet
Minuten und singt hierauf weiter ... Neue Pause.
Theil der Versammlung kräht, ein Theil grunzt,
r Redner auf der ersten Gallerie wieder beginnt:

Beifall. Er singt als Zugabe: „Je voudrais être capitaine“.... „Entscheiden Sie sich,“ ruft ihm ein Étudiant entgegen, „entweder man will ein kleiner Vogel sein oder ein Capitän, aber doch nicht Beides.“ Die ganze Corona schreit „Bravo!“.... Nebenbei bemerkt, trägt der edle Sänger keine Handschuhe, sondern fingirt solche, indem er sich die Hände einmehlt. Er dankt für den ihm gewordenen Beifall, legt die Hand an's Herz und zum Gaudium des Publikums zeigt der Frack einen schneeweißen Abklatsch fünf riesiger Finger... Unter solchen Scherzen verläuft der Abend. In einem Zwischenact schwenkt der Redner auf der Gallerie seinen Hut. „On ne me permet pas de faire un discours,“ versichert er und geht dann.... Bei einem sentimentalen Liede, seufzen die Achthundert so herzzerbrechend, daß man weinen möchte — die dreihundert Étudiantes helfen, im Vertrauen gesagt, beim Bellen, Seufzen, Krähen und Grunzen nicht selten mit — und zum Schluße ertönt es, wie aus Einem Munde: „Bon soir!“ Die Pariser Studentenvorstellung ist zu Ende.

Es regnet.

In dem Augenblicke, da ich diese Zeilen schreibe, s glüht und brennt eine respectable Morgensonne mir zum Fenster herein, verkündet einen heißen ag und hält mich zum Besten, indem sie mich zu echt menschlich-dummen Gehaben verleitet, heute

gehen oder kommen in fliegender Eile, damit die Hitze ihnen nicht nachlaufen könne; ein großer Hund hat sich dicht neben den Brunnen gelagert, die Blumen, die in den Fenstern stehen, klagen ganz hörbar über Durst, und auf dem geräumigen Plan herrscht jene Stille, welche Furcht vor der Hitze bedeutet, unterbrochen nur dadurch, daß zwei heterogene Geräusche sich verbinden: bei einer Wohnpartei wird ein Teppich geklopft, bei einer andern „La donna è mobile“ auf einem Clavier, das sich nicht wehren kann, vorgetragen.

Ich habe mich an den Schreibtisch gesetzt, in der löblichen Absicht, etwas sehr Ernsthaftes zu schreiben. Aber, was ich auch thun mag, ich komme immer dazu, an die Hitze zu denken und an die Maßregeln, die sich gegen sie ergreifen ließen. Was ist natürlicher, als daß ich mir einen wohlthätigen Regen vorstelle, daß ich mir im Geiste ausmale, wie köstlich das wäre, wenn plötzlich das wunderbare Naß niederginge in Strömen. Und ich vergesse der Vorsätze, die ich hatte, mich mit den wichtigsten Dingen zu beschäftigen, und lasse es regnen zur Freude der Menschen, die da leben auf Erden. Jedermann hat wohl schon beobachtet, daß ein Wort, ein Laut, ein Geruch Einen auf eine ganze Reihe von Erinnerungen, Betrachtungen und Gedanken bringt. Ein Parfum, welcher dem Taschentuche einer Nachbarin im Theater ent-

t, ruft uns in's Gedächtniß eine erste Liebe
f, eine jahrelang vergessene Neigung. Als ich
er Malzdörre einer großen Brauerei stand und
eberbleibsel des Malzgeruches mir in die Nase
en, standen plötzlich mit allen intimsten Details
meiner Kinderjahre vor mir, die ich in einem
ksgebäude in der Nähe von Malzvorräthen zu-
cht. So hängt Physisches und Psychisches zusammen.
könnte oft meinen, das Gedächtniß habe Geruchs-
die Nase Reminiscenzen ... Wie ich nun also
en Regen denke, wird mir auch schon kühler.
ehe und höre den Regen, verspüre seine wohl-
e Wirkung, denke an Bäche, Flüsse, Ströme,
e See, Norderney, Helgoland, Ostende — ich

Dort lehne ich am geöffneten Fenster und schaue hinaus auf die Eichen und Tannen, auf duftige Blumenbeete. Und da sehe ich, wie Gräser und Blumen in die Hände klatschen aus Freude über den Regen, wie ein Rosenstock sein blutrothes Käppchen jauchzend in die Höhe wirft und „Evoë“ ruft, wie eine Weißbuche so lange trinkt und trinkt, bis sie zu viel hat des Guten und nur noch unsicher steht auf ihrem langen, silberhell umrindeten Beine, und mit halber Stimme das Studentenlied singt: „Poculum elevatum, quod nobis est pergratum“ ... Nun hört der Regen auf. Ueber jede Wiese ist ein neuer, prangender Teppich gebreitet, die Bäume schütteln sich, von den Aesten fallen blinkende Perlen nieder auf den Rasen, die Vögel zwitschern und singen einander die Geschichte vom Regen zu, die Berge treten wieder klar hervor mit ihren scharf vom Horizont sich abhebenden Linien, das nahe Bächlein aber ist geschwollen und macht Lärm, als wollte es sagen: „Seht, so stark bin ich. Hört einmal, wie ich rauschen kann.“

In der Stadt gibt es nicht so auserlesene Pracht. Die hohen Häuser machen den Regen zu einem nüchternen Gesellen. Wohl blicken uns Wienern die letzten Ausläufer der Voralpen in die Stadt, damit wir der Berge und Thäler nicht vergessen im großstädtischen Treiben, aber es gibt sechs Werkeltage in der Woche

ie Zahnradbahn ist weit. Will Unsereins sich egen besehen und das, was er mit sich bringt, so er es in Wien besorgen. Wien bei Regen ist gar nicht so übel — es gibt Leidiges und Lustiges auen, das Lustige überwiegt sogar, und das ist Zug, der im menschlichen Leben zählt. Man hat ahl, sich den Regen vom sicheren Port aus zu chten oder unter die Bewässerungs-Objecte hinab- gen. Der Gott, der uns eine Sprache gab, ete für das Alltagsleben just kein überreiches orn von Conversationsstoffen über uns aus. m sei er gelobt, daß er den Regen zu einem r im Haushalte der Natur gemacht hat. „Wird ute regnen?“ Diese Frage bleibt ewig neu und

der sich der Regen in den Hühneraugen ankündigt. Eines dieser Orakel wird zu Rathe gezogen. Zum Malheur ist keines von ihnen unfehlbar, so wenig, wie die in den Sommerfrischen Wohnenden sich auf den stereotypen „wetterkundigen“ Bauer verlassen dürfen. Sie möchten in puncto der sonntäglichen Invasion beruhigt sein und fragen den ruralen Propheten. Der verspricht natürlich Regen, bekommt dafür ein Trinkgeld oder ein Glas Wein, am nächsten Tage ist das herrlichste Wetter da, und mit ihm ein Dutzend Gäste zum Diner ... Ist das ein Hangen und Bangen in schwebender Pein, wenn der Wiener mit unfrommen Gedanken an befreundete Küchen in der Umgegend sich und den Seinigen die Frage stellt: „Wird es morgen regnen?“ Und nun kommt der Sonntag selbst. Schon zu frühester Stunde wird da und dort das Eckchen eines Rouleaux beiseite geschoben und ein Kopf kommt zum Vorscheine — ein Prototyp von Schlaftrunkenheit, ein Damenkopf mit Papilloten oder ein Männerkopf mit aufrecht geschlafenem Haar, so daß man meint, eine als Perrücke benützte Kleiderbürste zu sehen — und guckt in die Welt hinaus und weiß sich nicht Rath, denn an Sonntagen fehlt ein Anzeichen, das während der Woche sich darbietet: der Rauch, der aus den mächtigen Fabriksschloten nicht in einem senkrechten Wirbel emporsteigt, sondern horizontal sich

schlängelt und verflüchtigt wie eine verschwim-
e Wolke. „Wird es regnen?“ So sieht die Frage
rem ersten Stadium aus. In ihrem zweiten lautet
„Wird es aufhören zu regnen?“ Es gibt nämlich
Regen, der gar keinen anderen Zweck hat, als
Menschen zu ärgern. Er fängt an, hört wieder
fängt wieder an. Das Alles in Zeitläuften von
hn und zehn Minuten. Und was ist das Resul-
Man entschließt sich zu Hause zu bleiben . . .
geht aus . . . Man kehrt nach Hause zurück . . .
geht wieder aus . . . Und so fort mit Grazie,
hließlich Diejenigen, welche mit den naturwissen-
lichen Gesetzen auf besonders vertrautem Fuße
das große Wort gelassen aussprechen: Es

legt sich ein schimmernder Atlasglanz, und die Dienstboten stellen Töpfe mit Blumen in Reih' und Glied im Hofe auf, damit die Blumen sich erfrischen, und von Fenster zu Fenster im ganzen Carré des Hofes entwickeln sich laute Gespräche über vermuthliche Dauer, Zweck, Bedeutung und Nutzen dieses Regens. Zwei Frauen trösten einander mit der Bemerkung, daß dieser nicht lange dauern könne. „Nein, höchstens zwei bis drei Tage," fährt ein Studiosus dazwischen, der sich an dem Entsetzen der Philisterinnen weidet. Das Alles sieht und hört man aber nur von den Hofzimmern aus; in Wiener Häusern, namentlich in den älteren in der Vorstadt, ist der Hofraum eine Bloßlegung des Innersten. Dort wird Alles verhandelt, dort spielen die Leierkästen und singen die Harfner mit ihren Mignons, dort finden die Versteigerungen gepfändeter Möbel statt — an Hof- und Personal-Nachrichten fehlt es dort von früh Morgens bis spät Abends nicht. So hat auch der Regen im Hof seine eigene Physiognomie, denn er findet da sogar Leute, die ihn in Kübeln auffangen wie die leibhaftige Manna. Von einem Straßenfenster aus betrachtet, liefert er ganz andere Bilder. An ein solches Fenster trete ich, und ich sehe hinab auf ein Meer von dunklen Regenschirmen, von möglichst rasch dahinjagenden Wagen, von Menschen, die sich wie nasse Pudel geberden.

duldet es nicht im Zimmer. Ich nehme Hut,
hutzmantel, Schirm, stülpe die Beinkleider auf
andere hinaus. Im Hausflur stehen etwa dreißig
en. Sie wollen hier abwarten, bis der Regen
de ist. Dicht aneinandergedrängt, so Männlein
eiblein, verharren sie da auf engem Raume,
ängstlich fragend hinaus in's feindliche Leben,
ortlos, ohne sie zu beachten, geht der Portier
en vorüber. Er zieht die Kappe fester als sonst
en Kopf, zündet sich seine Pfeife an und dampft,
Zeug hält, um den Flüchtlingen seine ganze
giltigkeit zu beweisen. Für ihn existiren sie nicht,
n sind sie Dunst, Luft, nichts, absolut nichts.
ißt die Leute nicht hinaus, weil er sich fürchtet.

dem Rücken sein Ränzel Wissenschaft, in der Rechten einen Schirm, unter dem mindestens ein Dutzend solcher Jungen Platz fände. Natürlich weicht Alles ihm aus, und der Knirps geht gravitätisch unter seinem Baldachin nach Hause. Die Chinesen sind so höfliche Leute und doch ist China das Vaterland des Regenschirmes. Wie schwer hält es aber, mit einem Regenschirme in der Hand höflich zu sein, an Niemanden anzurennen, Niemandem ein Löchlein in den Kopf zu bohren, Niemandem ein Aeuglein auszustechen oder gar den Hut vom Haupte zu werfen! Wie schwer ist überhaupt die Kunst, einen Regenschirm zu tragen! Die wenigsten Menschen verstehen das. Ganz abgesehen von den Hyperklugen, welche ihn geschlossen mit sich führen, um ihn nicht der Nässe auszusetzen, gibt es Passanten, die sich mit ihren Schirmen in diejenigen anderer Leute verwickeln; solche, welche auf ihre Nebenmenschen kein Auge richten und möglichst vielen Zeitgenossen auf die Füße treten; solche, die den Schirm wie ein gefälltes Bajonnet handhaben und damit harmlose Wanderer aufspießen; solche, die den Schirm militärisch schultern, dadurch Gewölbschilder beschädigen und mit der Polizei in Conflict gerathen, und noch unzählige andere Gattungen, die ich alle zu erwähnen gedenke in einem für J. J. Weber in Leipzig vorbereiteten Werke: „Katechismus des Regenschirm-

ns.“ Nicht zu weit nach vorwärts, nicht zu weit rückwärts, nicht ausgesprochen rechts oder links, zu verwegen und nicht zu schüchtern — so macht Carrière und so trägt man Regenschirme. Ich den meinen, so gut ich kann, ein Windzug einen Versuch, das Gestell meines Schirmes drehen, aber die Gefahr geht vorüber, ich freue dessen, blase etliche Wolken meiner Manilla dem seidenen Dache hervor, da kommt ein ch ohne Schirm, triefend von Kopf bis Fuß, eine Cigarre aus der Tasche und bittet mich um r. Ich kann mich nicht enthalten, zu lachen, der re bleibt ernsthaft, ruinirt mir meine Cigarre, durch den strömenden Regen verhindert, die

Pfützen zum Trotze die Schuhe rein erhalten und die straff gezogenen Strümpfe vor jedem Fleckchen bewahren. Ich betrachte auch die diversen Kutscher. Sie produciren auf dem Gebiete der Regenmäntel das Gewagteste, was die menschliche Phantasie nur ersinnen kann. Ein Comfortable-Kutscher trägt sogar ein Damen-Mantelet. Aber es kleidet ihn nicht gut. Und was ich sonst noch sehe! Die überfüllten Tramway-Waggons, in denen ein Passagier am anderen naß wird. Gelbe Placate mit rothen Querstreifen: „Wegen ungünstiger Witterung verschoben." Die überfüllten Gast- und Kaffeehäuser, in die man sich flüchtet, um entsetzt den Einfluß des Regens auf Bier und Wein zu bemerken. Die ironische Ruhe der Kutscher, die schon einen Passagier führen und von einem anderen nutzlos angerufen werden. Und ich sehe auch mit Wehmuth, daß die Galloschen aussterben wie die Eingeborenen der Sandwichs-Inseln, die Möpse und die Steinböcke. Aus meiner Kindheit erinnere ich mich noch, daß bei Regenwetter in jedem Vorzimmer die Zahl der aufgestellten Galloschen genau annoncirte, wie viele Personen sich in der Wohnung befanden. Es gab keinen Menschen ohne Galloschen. Wo sind diese Zeiten! Heute tragen außer Staatspensionisten, namentlich denen in Graz, nur noch Provinz-Charakterspieler Galloschen, um sich jenen schleichenden, geräuschlosen

beizulegen, durch welchen sich bekanntlich im
chen Leben alle heuchlerischen, intriguanten und
süchtigen Menschen behufs leichteren Erkannt-
ns auszeichnen. Und noch etwas Schmerzliches
hre ich! Es ist aus der Mode gekommen, Damen
der Straße Regenschirm-Begleitung anzubieten.
ner mit Schirmen gehen an Frauen, die ohne
durch den Regen waten, vorüber, ohne eine
e zu verziehen. Ich glaube, daß darauf die Ab-
e der Heiraten in Wien mit zurückzuführen ist.
andere Ursache wüßte ich nicht. Unsere Mädchen
n immer einfacher und anspruchsloser, so daß
Mann immer weniger Scheu davor empfinden
sich einen Hausstand zu gründen. Aber es fehlt

Jahrhunderts. Ehemals wurden Heiraten im Regen geschlossen. Während ich daran zurückdenke, fällt mir ein, daß die Italiener für die Kunde: „Es regnet," die reizende, sprichwörtliche Umschreibung haben: „La moglie del diavolo fa il buccato." Des Teufels Weib hat Waschtag.

Ein vergessenes Grab.

icht selten passirt es, daß man ein Ding, an dem man jahrelang achtlos vorübergegangen, plötzlich mit sehenden Augen beschaut: ein eine Statue, ein Wahrzeichen. Dann erstaunt dieses Ding bisher nicht gesehen zu haben, und

der beiden Ausläufer des cetischen Gebirges hat eine Gestalt sich eingefügt, die zu den brillantesten Vertretern des vorigen Jahrhunderts gehört, eine jener Rococo-Figuren, um deren Haupt geistreiche Bonmots, glänzende Fähigkeiten für geselligen Verkehr, literarisch ausgearbeitete Privatbriefe — kurzum alle im Säculum der Briefe und der Soupers modern gewesenen Vorzüge — eine Gloriole gewoben.

Eine Gestalt, die, nebenbei bemerkt, den Namen eines beachtenswerthen Schriftstellers, eines tapferen Generals und eines weltmännisch gewandten Diplomaten trägt. Daß der Mann, von welchem die Rede ist, die Natur liebte und speciell für die Umgebungen Wiens schwärmte, macht mir sein Andenken doppelt liebenswürdig. Nach Jahren voll Glanzes suchte er sein Refugium auf dem Leopolds- und Kahlenberge. Hier wollte er nunmehr leben und sterben, hier wollte er begraben sein, ferne von dem Lande, das ihn geboren. Wie so manche Größe des achtzehnten Jahrhunderts, für dessen Geschmack in geistigen und künstlerischen Fragen uns das Verständniß abhanden gekommen, so zählt auch der Mann, von dem ich spreche, zu den vergessenen Größen, vergessen in der Literatur, in der er ehedem brillirte, wie sein Grab in der prächtigen landschaftlichen Umrahmung, in der es sich verbirgt hinter Laubwerk und Geäste.

Ein Naturschwärmer war's, der sich hier zur
gebettet. Aber kein Schwärmer überhaupt,
rn ein epikuräischer Fürst, mehr dem Epigramm
der Idylle zugeneigt, ein Hofmann, der nicht
seine Gefühle bloßlegte und nur deshalb mit
n Lieblingsplätzen schmollt, um nicht eingestehen
üssen, wie sehr sie ihm an's Herz gewachsen.
und Alles, was drum und dran, war ihm aber
ich werth. „Wien ist die Hauptstadt Nieder-
eichs und der Monarchie; es könnte die Haupt-
Europas werden, wenn man nur wollte.“ So
b er allen Ernstes, obwohl er kein Wiener Kind
en. Er war in Brüssel geboren, und zwar am
Mai 1735, und sein voller Name lautete: Karl

führte nicht etwa die Feder eines Dilettanten. Nach der Krönung Leopolds II. zog der Fürst, der mit dem neuen Monarchen nicht auf dem besten Fuße stand, sich von Wien zurück. Er erbaute ein Wohnhaus auf dem Leopoldsberge, kaufte einige der Camaldulenser-Zellen auf dem Kahlenberge, nachdem das Kloster aufgehoben worden, und verließ sein Refugium nur, um in Nußdorf glänzende Gesellschaften zu empfangen. Der gefeierte Cavalier, der auf die Pompadour wie auf die nordische Semiramis mächtigen Eindruck hervorgebracht, suchte in der Einsamkeit — wie er sich ausdrückte — „Schutz vor Philosophen und Ueberschwemmung." In dieser Einsamkeit schrieb er außer einigen kleinen Werken nicht weniger als vierunddreißig Bände, welche den Gesammt-Titel tragen: „Mélanges militaires, littéraires et sentimentaires." Der Fürst legte den größten Werth auf seine militärischen Arbeiten. Er verkannte sich, wie fast alle Schriftsteller sich verkennen. Nur als Anekdotier, als Plauderer leistete er Bedeutendes. Er wäre in unseren Tagen ein vorzüglicher Feuilletonist geworden.

Einer der geistreichsten Menschen seines Jahrhunderts, veröffentlichte er seine Werke nur, weil er gegen das Ende seines Lebens in Geldverlegenheiten war und des Honorars bedurfte, nachdem er aus

[redacted]h“ bereits seine Bilder und sein Porzellan ver-
[redacted] hatte. Er schrieb, um seinem Geiste Luft zu
[redacted]n, aber er ließ das Geschriebene drucken, weil
[redacted]ld brauchte. Nach Verkauf der ihm vom deutschen
[redacted]e verliehenen gefürsteten Reichsgrafschaft Edel-
[redacted]n verfügte er über eine Jahresrente von 17- bis
[redacted]0 Gulden. Er nannte diesen Vermögensstand
[redacted] „goldene Mittelmäßigkeit.“ Immer, wie auch
[redacted] Verhältnisse waren, übte er Gastfreundschaft.
[redacted] muß es wohl sagen,“ bemerkte er, „daß mein
[redacted] das einzig offene in Wien ist. Ich habe sechs
[redacted]e zum Diner, fünf zum Souper. Wer kommt, setzt
[redacted]nit mir zu Tische.“ Er lebte als Philosoph.
[redacted]

An den Folgen einer Erkältung, die er ſich bei einem Rendezvous mit einer Dame zuzog, ſoll er geſtorben ſein. Viele der Aufſchriften, mit denen er die Mauern ſeines Refugiums ſchmückte, führten denn auch die Sprache des Herzens. Seither ſind dieſe Inſchriften verſchwunden. Die Häuschen, die der Fürſt auf dem Kahlenberg beſaß, exiſtiren nicht mehr. Sein Haus auf dem Leopoldsberge enthält jetzt die Försterswohnung und die Reſtaurations-Localitäten; hier hat die Tünche alle Spuren von des Prinzen poetiſcher Marotte: die Mauern mit Verſen bemalen zu laſſen, verdeckt.

Zwei Jahre vor ſeinem Tode drückte er es aus, wie ungern er der Liebe entſage. Am 1. Mai 1812 ſchrieb er auf eine Gartenmauer: „Adieu fortune, honneurs, adieu, vous et les vôtres! Je viens ici vous oublier. Adieu, toi même, amour, bien plus que les autres, difficile à congédier.“ (Lebewohl, o Glück! Ehren und Alles, was zu Euch gehört, lebet wohl! Hier will ich Euch vergeſſen. Und Liebe, du ſelbſt, lebe wohl, magſt du auch ſchwerer zu verabſchieden ſein, als all' die anderen.) Von den Aufſchriften, mit welchen der Fürſt ſeine Mauern auf dem Leopoldsberge zierte, ſetze ich noch drei in deutſcher Uebertragung hieher — echte und rechte Gefühlsäußerungen eines philoſophirenden und ſchriftſtellernden Grandſeigneur des achtzehnten Jahrhunderts: „Lernet

er Donau, wie unsere Tage dahinfließen. Diese sind Bilder unserer Illusionen. Seht Ihr den und manchmal den Sturm sich erheben über Dächern der Paläste und der Höfe? Selten bricht Rauch und Wolken, gleich der Vernunft, die ende Sonne sich Bahn. Wollt Ihr nachdenken? hnet diesen Aufenthalt, wo Studium und Ver- n herrschen." — „Von diesem Berge gewahre ie Wege des Ruhmes, der Gnaden, der Ver- ungen, der höfischen Würden. Mehr als die eschichte beschäftigen mich in diesem lachenden thalte mein Herz und meine Gesundheit." — hichtliche Thatsachen entzünden hier das Genie. grafen, Polen, Türken und Heilige haben diesem

und Fürsten Liechtenstein über, und nun hat eine Actiengesellschaft ihn mit Beschlag belegt. Fürst Ligne theilte seine Liebe zwischen Leopolds- und Kahlenberg. Auf jenem hat er gelebt, auf diesem ruht er zu ewigem Schlafe. Trotz aller Lebensweisheit mag er nur ungerne an das Grab gedacht haben, das er sich auf dem Kahlenberg ausgewählt — das nunmehr „vergessene Grab.“ Als Soldat fühlte er sich zu diesem Berge hingezogen, von dem aus Sobieski den siegreichen Anlauf wider die Türken genommen. Der Fürst von Ligne betont mit Vorliebe den landschaftlich-idyllischen Charakter seines Sanssouci. In einem seiner längeren Gedichte ruft er aus: „Hier trotze ich Euch, Moses und Milton! Hier finden Eure verlorenen Paradiese sich wieder! Halte still, Wanderer, und betrachte diese erhabenen Berge, durch ewige Ketten miteinander verbunden.“ Und wie er in diesen Versen weiter träumt und sich entzückt, läßt er gerne die Vergangenheit beiseite und spricht schwärmerisch von der herrlichen Aussicht, deren er sich auf dem Leopoldsberge erfreut. Manchmal entgeht er doch nicht der historischen Reminiscenz: „Ich sehe Petronell, ein Schloß an dem Ufer, an welchem Marc Aurel gestorben ....“ Oft wird er satirisch. In dem Gedichte „Les délices de Vienne“ z. B. spottet er darüber, daß Wien im Sommer staubig sei; im Herbst sieht er die Reben zugrunde

und sein Kamin muß geheizt werden; im Winter
n ihn die Wiener Theegesellschaften. Jede Saison
int ihm „höllisch.“ Aber er meint das nicht ernst,
er will doch nirgend anders als in Wiens
er Nähe sein und enden.

Und nun schlummert er auf einem wunderbaren
hen. Die Unzähligen, welche den Kahlenberg
en, gewahren kaum, daß zwischen dem Geh- und
Fahrwege zur Seite des neuen Hotels die Todten
ahlenberges ihre Wohnstätte haben. Keine Mauer,
Gitter, keine Kapelle lenken die Aufmerksamkeit
Vorübergehenden auf den stillen Ort. Buchen
Birken ringsum, nur ein enges Fleckchen als

zäunung nicht auf sich nehmen, und so hat die Behörde ihr verboten, sich dieses Friedhofes weiter zu bedienen; jetzt müssen die Todten den Weg hinab in's Kahlenbergerdorf, zum neuen Gottesacker, zurücklegen. Da oben aber ist's ruhig, einsam, weltverlassen ... Ein geschweiftes hohes Kreuz aus Granit verkündet in lateinischer Sprache, daß hier die Familiengruft der Fürsten von Ligne sich befinde. Hinter dem Kreuze umrahmt ein niedriges Gitter drei, von Thujen beschattete, gleichförmige Grabsteine — Quadrate mit einfacher Simsbekrönung — mit den Inschriften nach innen einander zugekehrt. Auf einem dieser Steine lesen wir: „Carolo. Lamoralio. Princ. A. Ligne. Super. Exerc. Duci. Praetor. Praef. Viro. Forti. Litteratori. Consp. Nat. XXIII. Maii. 1735 Ob. XIII. Dec. MDCCCXIV."

Nebenan ruht des Fürsten Gattin, geb. Prinzessin von Liechtenstein, gegenüber seine Tochter, verehelichte Gräfin Potocka. Verwischt sind die Inschriften, fast unleserlich — Niemand bekümmert sich um die Gräber, Niemand um das „vergessene Grab" eines der merkwürdigsten Menschen, welche, im achtzehnten Jahrhunderte fußend, herüberragen in's neunzehnte, in das unsere. Das Geschlecht der Ligne war verschwägert mit den Häusern Clary, Liechtenstein, Potocki — findet unter den Sprößlingen dieser großen Familien

liemand, der dafür sorgen möchte, das vergessene in Stand zu erhalten, aber gefälligst in einem sserten?

Nicht ohne Wehmuth bin ich jüngst wieder vor erwilderten, verwahrlosten Grabstätte des Fürsten igne gestanden. Es war Abend, und Dämmerung ielte den geglätteten, spiegelnden Granit, unter em der Fürst begraben liegt — ich blickte auf üsteres Bild, bar jener freundlichen Melancholie, e gutgepflegten Gräbern sozusagen den Stempel Versöhnlichkeit aufdrückt. Und ich gedachte der e, welche der Fürst in richtiger Todesahnung eit des Wiener Congresses schrieb: „Der Congreß

Vom Wiener Dialekt.

Wir Wiener hegen eine namenlose Angst davor, uns literarisch offenkundig mit Wien zu beschäftigen. Einige Antiquare haben die Alterthümer unserer Stadt behandelt, einige Geschichtsschreiber ihre Vergangenheit dargestellt. Aber wir besitzen kein Buch, wie Maxime du Camp es über Paris geschrieben, keine Zeitung localhistorischer Art, wie die in Berlin erscheinende Wochenschrift „Der Bär". Unsere Belletristik hütet sich sorgsam, auf dem Boden der engeren Heimat zu verbleiben. Wir haben kein Selbstbewußtsein, weil wir zu „gemüthlich" sind. Dieser Erbfehler spricht allenthalben sich aus. Wir sind so kosmopolitisch, daß wir keine Wiener sind, und während nur in den tiefsten, sumpfigen Gegenden der Literatur mit meist lächerlichen Mitteln der Local-Patriotismus gepflegt wird — mit Mitteln, welche zur Opposition reizen — weichen wir dem Worte „Wien" mit wunderlicher Sorgsamkeit aus. Wir sind umgekehrte Ausgaben des Antäus. Wir

nen Kraft, wenn wir die mütterliche Erde ver⸗
. Man betrachte einmal französische Romanciers
Dramatiker. Sie bestreben sich, Pariser Scenerie
rk als möglich zu betonen, Straßen und Häuser
nau zu bezeichnen, daß man sie aufsuchen kann.
Poet wie Victor Hugo verschmäht nicht das Local⸗
it und hat sogar den Pariser Argot um einige
rücke bereichert. An einen Wiener Roman, ein
er Drama knüpfen sich für uns in Folge leidiger
ition von vornherein Begriffe von unliterarischen,
stlerischen Leistungen. Ueber Theodor Scheibe
Anton Langer ist der Wiener Roman, über werth⸗
Possen das Wiener Drama selten hinausgekom⸗
. Zu dem Seltenen gehören einige Lustspiele

einer Intrigue, so wird sie nicht ausdrücklich, sondern nur mit verschämter Umschreibung genannt. In einem Drama höherer Gattung darf vom Boulevard des Italiens die Rede sein, aber nie und nimmer vom Prater oder vom Augarten. „Was kann Einem auf dem Stephansplatze Großes begegnen?“ fragen sich unsere Autoren, und lassen, was sie ersonnen haben, in B.., in R.. spielen und kommen über die Detailbezeichnung „G..straße“ oder „H..platz“ nicht hinaus. Mit der Zeit wird uns das Selbstbewußtsein vielleicht kommen. Vorderhand — vielleicht weil Wien so lange keine ausgesprochene Literaturstadt sein durfte — haben Autor und Publikum einander nicht genügend für Localsinn erzogen. Einzelne gute Stücke der ernsten Gattung haben in Wien darunter gelitten, daß sie Wiener Farbe bekannten. Ja, selbst auf dem Gebiete ziemlich leichter Waare bleiben Mißerfolge nicht aus, wenn es auf dem Theaterzettel heißt: „Die Handlung spielt in Wien.“ Eine der Operetten von Johann Strauß machte aus solchem Grunde lange nicht die erwartete Wirkung.... Und doch! Wir brauchen uns unserer Stadt nicht zu schämen. Sie hat Fehler, aber liebenswerth ist sie und kann sich sehen lassen. Kein Fremder verläßt sie unbefriedigt, und wir selber dürfen dem alten, längst vermoderten Schulmeisterlein beistimmen, das in seinem Lobspruch auf die „hochlöbliche, weitberühmte

liche Stadt Wien in Oesterreich“ wohlgemuth

„Wie ich die Stadt nun vor mir sah:
Edles Wien! selbst zu mir sprach,
Du bist die Pfort' und Zier allzeit,
Befestigung der Christenheit.“

Aber weil wir nur Extreme kennen: entweder eine liebe, die uns für Wiens Mängel und Schäden macht, oder eine eisige Kälte gegen alles locale ent, ist es begreiflich, daß literarisch nichts für Wiener Dialekt geschieht. Johann Gabriel d l litt unter dem Fluche, ein Vormärzler zu sein. ihm hat kein Dichter in heimischer Mundart ge- en. Wir haben nicht wie die Schlesier einen

und gar eben nur im *Dialekt* ausspricht. Wer ein Volk studiren will, muß wissen, wie diesem der Schnabel gewachsen ist. Man kennt Wien nicht, wenn man den Wiener Dialekt nicht kennt. Die Spottsucht und die Weichherzigkeit des Wieners, sie treten im Wiener Dialekt hervor. Dieser verhöhnt und verhätschelt zugleich, er findet die ironisch herbsten Bezeichnungen und gibt dem Worte äußerlich so gutmüthige Form, daß selbst der Verspottete kaum beleidigt sein kann. „Tinterl" oder „Lipperl" klingt beinahe wie ein Kosenamen. Wenn aber irgend eine Eigenschaft der Autochthonen, so ist in unserem Dialekt der Respect vor dem Fremden, dem Ausländischen getreulich ausgedrückt. Wo ein gut deutsches Wort zur Verfügung steht, um mit etwaiger mundartlicher Variation gebraucht zu werden, greift der Wiener gierig — wie das Kind nach einer vergoldeten Nuß — nach dem Product einer fremden Sprache, verballhornt es allerdings bis zur Unkenntlichkeit oder hängt es einem deutschen Worte willkürlich an. „Bett'ltutti" und „Bauschquantum" sind Beispiele der letzteren Gattung; „biberln" anstatt „trinken" gibt einen Begriff der besagten Verballhornung. Das wichtigste Charakteristikon des Wiener Dialektes liegt darin, daß er im Gebrauch von Fremdworten geradezu schwelgt, ja, daß er die gleichbedeutenden deutschen Worte *gar nicht kennt*. Er weiß nicht,

s „Wunden“ gibt, er spricht nur von „Bless-
n“. Er hat nicht „Muth“, sondern „Kurasch“.
t nicht „gelähmt“, sondern „kontrakt“. Die
rone“ kennt er nicht, sonderu nur die „Limoni“,
Waschbecken“ nicht, sondern nur das „Lawur“.
t „manierli“, betreibt ein „Metier“, liebt
leschäres“ Benehmen, ißt Kartoffeln in der
ntur“, wird leicht „rewellisch“, schimpft sei-
Gegner einen „Malefizkerl“ oder einen „Futi-
“, „regartirt“ unwürdige Angriffe nicht, „ris-
gern etliche Kreuzer auf einen „Reschkonter“
leinen Lotto und läßt sich für eine nächtliche
nasuri“ gutwillig ein „Repramah“ ertheilen.
atafchirt“ sich an Leute, die ihm lieb sind

ist ihm ein „*Nisi*“, er hat aber keinen „*Spurius*“ davon, daß er eigentlich *lateinisch* spricht. Hie und da wendet er sich um ein Anlehen an andere österreichische Stämme. Von den Czechen nimmt er „*Sablati*, und „*Platti*“ für Geld. Auch der hebräisch-deutsche Jargon muß ihm aushelfen. Er hat gerne einen „*Rewach*“ (Nutzen), kann es aber nicht leiden, wenn man unnütze Umstände, „*Gserres*“ oder „*Massamatten*“, macht. Am Sonntag trägt er den Cylinderhut als „*Schabbesdeckel*“. Solcher Beispiele ließen sich unzählige anführen, um zu zeigen, wie der Wiener Dialekt das Fremdwort nimmt, es zustutzt, knetet, formt, behaut, seinen Zwecken dienlich macht. Er gefällt sich aber manchmal darin, das Fremdwort so weit zu bearbeiten, daß man sich einige Mühe geben muß, es wieder zu erkennen. Bei drei Sprachen macht er für *diese* Art der Adaptirung Schulden: bei der französischen, italienischen und spanischen. Zur englischen hat er keine Beziehungen. Das kommt wohl daher, daß zwischen England und Oesterreich nie ein intimer Contact geherrscht hat. An solchem Contact, an örtlicher Berührung liegt es, daß eine Sprache sich der andern aufdrängt und aufpfropft. Von Calais nach Dover ist der Weg nicht weit; darum wimmelt der Pariser argot von Anglicismen. Nach Paris sind die Wiener immer mit Vorliebe gegangen; Pariser

n suchten sie immer nachzuahmen; die französische
che hat also ein gewaltig Stück Terrain des
er Dialektes als Besitz ergriffen. Lombardo-
tien gehörte lange zu Oesterreich; unser Militär
in Italien, aus dem österreichischen Theile der
ninischen Halbinsel kamen zahlreiche Einwanderer
ns, namentlich Leute, die mit Südfrüchten han-
. Noch heute nennt der Wiener den Südfrüchten-
Delicatessenhändler den „Italiener“. Die
che Dante's und Ariost's mußte unseren Dia-
ielfach bereichern. Zu Spanien hatten wir intime
hungen. Trotzdem kann ich im Wiener Argot nur
spanisches Wort finden. Stachelbeeren, die meist

das ursprüngliche italienische Wort zu agnosciren. Was dieser aus einem Eigennamen zu machen im Stande ist, zeigt der Falconetti-Steg, welcher zum „Focanedi-Steg“ geworden war. Jeder Dialekt ist mundfaul und richtet die Worte so ein, wie sie sich mit geringerer Mühe aussprechen lassen. Dem „Gatsch“, Bezeichnung für eine breiartige Speise, schwebt als Vorbild irgend ein weicher Käse, cácio, vor. Die „Peppi“, recte Josephine, hat sich diesen Namen bei der gluthäugigen „Beppa“ geholt, und auch „Beppo“, der männliche Joseph, muß sich „Peppi“ tituliren lassen. Der „Pamperletsch“, ein unsauberes Kind, ist auf Bambuccino zurückzuführen; das „Fazinettl“, Taschentuch, auf Fazzoletto; die „Bollet'n“, Mauthzettel, auf Biglietto; die „Mischkerlanz“, das Durcheinander, auf Miscuglio; „Denari“, Geld, auf Danaro; der „Extratter“, die einzelne im Lotto gezogene Nummer, auf Estratto; der „Fallot“, ein verlotterter Mensch, auf Fallito, den Bankerottirer; die „Fiduz“, das Vertrauen, auf Fiducia; die „Zibeben“, große Rosinen, auf Zibibbi und Cubebe; die „Trema“, Angst, auf das Zeitwort tremare, sich fürchten; der „Spagat“, Bindfaden, auf Spago; der „Traktamenter“, eine Gasterei, auf Trattamento. Manchmal wendet der Dialekt das italienische Wort mit geradezu erheiternder Willkür an. Den Theater-

r, der in den Zwischenacten Erfrischungen anbietet, t er wegen der Nummer am Frack einen „Numero"; italienischen Wursthändler, der im Prater seine re feilbietet, einen „Salamini"; das Wort „Tutti", igerweise eine buchstäbliche Uebersetzung des in deutschland so gebräuchlichen „alle" („das Geld le"), bedeutet, daß etwas zu Ende sei, zum Bei= „Dieser Kaufmann ist tutti", bei besonderer ärkung „bett'ltutti". Unter „Solo" versteht der er Dialekt etwas Ausgezeichnetes. Was besonders st, steht allein da, mithin solo. Die besten Krebse iener Gasthäusern heißen „Solo=Krebse". Außer= wird Jemand „Solo gefangen", arretirt, was falls unangenehmer ist, als einen Karten=„Solo"

macht der Dialekt Demjenigen, der ihm die Maske lüften will, tüchtig zu schaffen. Wie gut ist zum Beispiel der „Basler“ vermummt! So nennt man einen Menschen, der sich zum bloßen Vergnügen mit allerlei Kleinarbeiten beschäftigt. Wir müssen zu „baslertan“ übergehen, gleichbedeutend mit „gemächlich, zum Zeitvertreib“, und so gelangen wir zum Passe-temps, der Quelle des „Basler's“. Aus entêté ist „antidirt“ geworden; aus filouter „außerfiludiren“; aus traîner „außitrenirn“, im Sinne von verschleppen, verzögern; aus dem bassin die „Bassena“; aus der bastonnade „Bastoni“; aus brouillé „brüllirt“; aus manger „manscharn“; aus der poularde, dem Masthühnchen, ein „Polakl“; aus dem point-d'honneur ein „Pontonär“; aus der gêne ein „Schenirer“; aus maintenir „mantenirn“, im Sinne von behaupten; aus branler, zittern, „prandlir'n“; aus mollet, weich, zart, sanft (lateinisch mollis, italienisch molle, spanisch muelle) das schmeichlerische „mollert“ ein „mollertes Mäd'l“. Der Wiener Dialekt spricht so gern französisch, daß er französische Worte in Anwendungen gebraucht, welche dem Franzosen gänzlich fremd sind. Der Pariser ahnt nicht, daß man im Kaffeehause eine „Mélange“ trinken kann; er geht nicht, wie die Wiener, zum Friseur, sondern zum Coiffeur; er sucht wohl beim Mittagessen sein Couvert, aber

rief steckt er in die Enveloppe. Das echte Wiener
lernt im zartesten Alter Clavier spielen und
isch sprechen (aber fragt mich nur nicht: wie?),
Wunder, daß unser Dialect so eigenmächtig um-
mit der Sprache, die neben der deutschen ein-
t im Wiener Volksthum!

peciell die *fremdsprachigen* Elemente im
Dialekte sind culturhistorisch bemerkenswerth;
nnern daran, daß Wien nicht *zufällig* eine
tadt geworden; in dem Becken, in das es hinein-
worden, reichen West und Ost, Nord und
inander die Hände, hier war der natürliche
ngspunkt gegeben, wo alle Nationen Europas

Winter und Sommer in Wien.

Die Tages- und die Jahreszeiten verändern gar gewaltig die Physiognomie der Stadt. Dieselben Häuser und dieselben Straßen sind es freilich des Morgens und des Abends, im Winter und im Sommer, dieselben und doch wieder andere, und wer unser Wien durchwandert, wird im Juli so ganz anders denken und empfinden, als im December ... Oder sollte es Leute geben, welche da glauben, der Winter sei überhaupt nicht gemacht für frohgemuthes Wandern? Wenn es solche gibt, dann rathe ich ihnen, auf knisternder Schneedecke, in deren jedem Körnchen die Wintersonne glitzert, rüstig auszuschreiten, hinaus vor das Häusermeer, und sie werden ein neues, ein köstliches Vergnügen kennen lernen. An einem hellen Decembertage draußen auf dem Lande denkt Niemand an's Sterben der Natur; wie ein herber Vorfrühling gibt sich der Winter da, und seine Rauhheit hat etwas Schmeichelndes. Nebel und Thauwetter machen den

Winter leidig. Aber sie gehen vorüber wie jedes Uebel, und nach ein wenig Finsterniß erst weiß man das Licht zu schätzen ....

Christnacht ist's. Sie hat begonnen ohne Schnee, und wir meinten, sie werde verlaufen, wie sie angefangen. Die Kerzchen am Tannenbaum werden angezündet, heller Schein ergießt sich über die Stube bis in jeden Winkel; der Vogel, der in seinem Bauer geschlummert, erwacht und schmettert ein verwegen Lied, denn er meint, es sei Tag geworden. Ich trete an's Fenster. Wild tanzende Flocken wirbeln mir vor den Augen. Der Winter ist gekommen als Christnachtbescheerung. Zur heiligen Stunde legt der Schnee sich auf Straßen und Dach, das Christkind hat „weiße Weihnachten“ gebracht. Der Winter ist gekommen, die seltsam reizvolle Zeit, in der die Geselligkeit so schön ist wie das Alleinsein.... Aus dem Familienkreise denke ich mich hinweg wieder in's enge Junggesellenheim und auch da ist's traulich im Winter. Im Ofen lodert und prasselt die Flamme, ein stiller Abend ist's; durch die festverschlossenen und dichtverhüllten Fenster dringt von unten kein Straßenlärm empor, ich höre nur das Athmen der Holzbrände, den Gang meiner Stahlfeder, das Nagen des Holzwurmes im Schranke, und all' die Geräusche fließen manchmal unbestimmt ineinander, nie treten die vier

Wände so voll in ihre Rechte wie zur Winterszeit; weilt man draußen, so empfindet man Heimweh, wird zur Schnecke, die sich zurücksehnt nach ihrer Schale, und möchte den alten Ofen umarmen, als blühten ihm schwellende Lippen, als winke er mit weißen, lockenden Armen.

Die stille Ecke und der taghell erleuchtete Saal, das sind die Extreme, in welchen der großstädtische Winter sich ausspricht. Der Winter bringt alle Unterschiede des Standes zu prägnantem Ausdrucke, er ist so recht die Zeit der klaffenden Gegensätze. Der schützende Pelz und das dünne, im Sturme flatternde Röcklein; der wohlgenährte Mensch, der hinter seinen Spiegelscheiben hinausguckt auf das Unwetter wie auf ein Schauspiel, das ihm Abwechslung bringt, und der abgezehrte Mensch, der wehmüthig zu diesen Spiegelscheiben hinaufschaut und dabei denkt, wie wohlig Einem da oben zu Muthe sein müsse; solche und noch zahllose andere Contraste fallen demjenigen auf, der des Winters Physiognomie beobachtet. Armsein ist niemals so schmerzlich wie im Winter. Daran sollten immer die Leute denken, die nicht „Winter“ sagen, sondern „Saison“. . . . . Die Einen frieren, die Anderen tanzen. Der arme Mann fürchtet sich vor der Zeit, da Holz und Kohle in ihre Rechte treten. Der reiche Mann erwartet diese Zeit mit Ungeduld,

denn sie gibt ihm endlich wieder Gelegenheit, sein Haus und dessen Glanz zu zeigen. Im ersten Stockwerke eines Hauses auf der Ringstraße bewirthet eine gefeierte Künstlerin einige Freunde; vor dem schweren, geschlossenen Thore desselben Hauses kauert ein zähneklappernd Weib und drückt an die hagere Brust ein Kind, dem es das Leben erhalten möchte. In einer Zeitung unmittelbar nebeneinander die Nachrichten, daß ein Familienvater sich in Folge von Erwerbslosigkeit erhenkt hat, und daß man sich der Hoffnung hingebe, der Ball des Geselligkeitsvereines „Immergrün“ werde sich auch diesmal glänzend gestalten. Wer käme zu Ende mit all' den Contrasten, die der Winter in sich birgt. Tag und Nacht bieten dem Auge immer Neues, und für mein Theil streife ich in Winternächten gerne durch mein liebes Wien und nehme mir als Begleiter einen Freund, der Geld im Beutel hat — er findet reichlich Gelegenheit, zu retten, zu helfen, im Stillen, im Finstern. . .

Aber auch lustig kann der Winter sein in Wien. Gehe Einer nur in den Stadtpark! Der sieht in seiner Wintertoilette gar reizend aus. Von dem immergrünen Tannicht hebt sich das kahle, dürre, von Spatzen bevölkerte Geäst der Weiden und Buchen ab, von den mit Stroh umwundenen Rosenstöcken und exotischen Bäumen die Pyramideneichen, die bis tief in

den Winter hinein ihre Blätter behalten, allerdings fahlgelbe, leblose Blätter, die der Winter nur vergessen hat an den Zweigen, knisternd und raschelnd, wenn ein Hauch über sie hingeht. Gegensätze auch hier: der Cursalon, dessen Styl an das Paradies erinnert, wo die Goldorange glüht, und der zugefrorene Teich, auf dem schlittschuhlaufend unzählige Paare sich tummeln, darunter reizende junge Damen — die Einem als Antwort auf eine Höflichkeit sagen: „Laufen Sie mit meiner Mutter“ — behütet von dem auf- und abschreitenden Sicherheitswachmanne, der im Sommer die communalen Schwäne bewacht ..... Weiterhin Ringstraße und Prater. In den ersten Nachmittagsstunden, kurz vor Sonnenuntergang, wenn ein goldigrother Schein auf den Fenstern liegt und alle Häuser wunderlich umschimmert sind, wenn in der Luft eine unbeschreibliche Ruhe liegt, dann wird die ganze Ringstraße ein Gedicht, zwischen dessen Zeilen ein eleganter Theil der Menschheit spazieren geht. Die Laternen werden angezündet, ehe es noch völlig finster geworden; die Gasflammen kämpfen mit dem Himmelslichte, und später, wenn die Dämmerung gekommen, scheinen die Gasflammen direct aus dem Schnee emporzuschlagen, es ist, als ob Sterne aus einer Liliendecke hervorwachsen .... Durch den Prater klingeln zur selben Zeit die Schlitten, daß das Klingeln Einem den som-

merlichen Vogelsang schier ersetzt; in der Nobelallee genießt man den städtischen, weiter draußen in der Krieau und Freudenau ahnt man den ländlichen Winter. Aber was bedeutet Ahnung gegen Erfüllung! Wie schön der Winter in der Nähe von Wien ist, in den Winkeln, wo im Sommer eingemiethete Städter den Kelch aller fashionabeln Curorte-Vergnügungen leeren bis auf die Neige, das kann ein Mund nicht sagen, eine Feder nicht schreiben. Für den höchsten Schmerz und die höchste Freude fehlt es uns eben immer an bezeichnenden Worten.

Ueberall hat der Winter unsäglichen Reiz, auf dem Lande und in der Stadt. In dieser ist der Sport des Einkaufens zeitgemäß. Nie macht es Einem größeres Vergnügen als im Winter, allerlei Schönes zu kaufen. Da hat Jedermann sein Behagen daran, aus irgend einem Laden ein Päckchen mit nach Hause zu nehmen, denn das Päckchen erweckt zu Hause lebhafteste Neugierde — im Sommer aber sucht Jeder in's Freie zu entkommen, oder man wohnt auf dem Lande, oder die Frau weilt in einem Curorte, während der Gatte als Junggeselle in der Stadt lebt und nicht daran denkt, etwas „einzukaufen.“ Ein Heim, ein „zu Hause“ hat der Mensch eigentlich nur im Winter. Und nur in diesem — weil man eben für das Heim gerne allerlei Ueberraschungen vorbereitet — kommen die Straßen

mit eleganten Läden zur Geltung. An Winterabenden staut die Menge sich vor den taghell beleuchteten Schaufenstern am Kohlmarkt, am Graben, in der Kärtnerstraße; da fällt greller Lichtschein auf bewundernde, staunende und lüsterne Gesichter, und nimmt Einer aus der Menge die Thürklinke eines Ladens in die Hand und tritt ein, so schauen die Anderen ihm nach als einem Glücklichen. Vor den Juwelierladen insbesondere versammelt der Winterabend ganze Gemeinden, unter ihnen manche schöne, junge Frau, die angesichts all' der funkelnden Pracht eine Thräne im Auge zerdrückt .... Schon deshalb ist der Winter mir lieb, weil er die Christnacht bringt, das menschlichste, schönste Fest. Anderen Leuten ist er aus anderen Ursachen lieb. Denen namentlich, die er zu neuem Leben erweckt: dem Gewohnheits-Comitémitgliede, dem Arrangeur von Kränzchen und Bällen, dem Dilettanten, der alle Wiener Komiker imitirt, dem Vater, der mit sieben Töchtern die Freuden des Carnevals genießt und so weiter mit Grazie. Jedem bringt der Winter irgend etwas, dem Armen allerdings doppelte Noth, aber dafür dem Reichen — ich habe es schon oben angedeutet — doppelten Anlaß, zu schenken, zu helfen, zu trösten. Wenn Du Millionär bist und ein Herz hast am rechten Flecke, will ich Dir tausende Häuser zeigen, in denen Du zur Winterzeit begrüßt

werden würdest wie ein guter Engel .... Uns Allen aber, auch denen, die keine Million besitzen, bedeutet der Winter die Zeit, in welcher der Genius der Familien sein Scepter schwingt, in welcher der Bauer das Richtigste trifft: all' die Seinen, von der „Urandl“ bis zum Jüngsten, das noch auf allen Vieren kriecht, Abends rings um den riesigen Kachelofen zu versammeln, damit sie die Wärme spüren und das Beisammensein.

Eine schöne Jahreszeit! Nicht nur von der Wiege zum Sarge ist's ein Schritt. Auch vom Sarge zur Wiege, vom Tode zu neuem Leben. Der Greis auf der Bahre macht Platz für das Kind an der Mutterbrust..... Wenn ich so des Winters umherstreife und die laublosen Bäume betrachte, dann tröste ich mich damit, daß auf den Winter der Frühling folgt. Die Aeste bedecken sich mir mit Blatt und Blüthe, wie geflügelte Töne huschen die Vögel singend durch die Aeste, und nur noch in weltfernen, mit Nebelkappen bedeckten Bergspalten wohnt der vorjährige Schnee. Béranger hat Recht: „Les oiseaux que l'hiver exile reviendront avec le printemps,“ oder zu deutsch, so gut ich es übersetzen kann:

„Verscheucht der Winter das Gefieder,
Es kehrt uns mit dem Frühling wieder.“

Und der Frühling kommt und geht, mit Schubert haben wir ihm entgegengesungen:

„Die Fenster auf! Die Herzen auf!
Geschwind! Geschwind!
Es kommt der Ritter Sonnenschein,“

und nun hat er sich vor dem Sommer zurückgezogen, auf die Knospe ist die Blume gefolgt, die Rose am Strauche prangt und duftet in aller Fülle der Schönheit und des Wohlgeruches, und Wien sieht anders, ganz anders aus als im Winter, kaum wiederzuerkennen. Gebadet in flüssiges Gold, leuchtend und strahlend, blenden die Häuser des Betrachters Auge. Ein Lichtmeer hat sich ergossen, und als sei der ganze Sommer ein Pfingsten der Stadt, haben feurige Zungen sich niedergelassen auf die hochragenden Mauern. Es ist, als flammten die Steine, als loderten die Fensterscheiben. Wie der Mensch nicht zu viel Glück, so erträgt das Auge nicht zu viel Licht. Der Sommer setzt uns Allen eine glühende Dornenkrone auf's Haupt. Im Schweiße seines Angesichtes erwirbt der Mensch sein Brot, der biblische Fluch erfüllt sich im vollsten Maße. Wien ist zur Stunde am schönsten in Gmunden oder Ischl. Unstreitig hat der Sommer manchen Zug voll der schönen Eigenschaften, aber im Ganzen und Großen gibt er dem Poeten keinen Anlaß zu einem Lobliede. Der Winter hat für sich den Reiz traulicher Beschränkung, der Frühling die tausend Wonnen der Erwartung, der Herbst die melancholischen Freuden

des Gedenkens, der Erinnerung. Im Sommer erschlaffen Körper und Geist; die Gymnastik beider wird unbequem, wir lassen den Einen und den Anderen gerne auf dem Lotterbettlein ruhen. Im Sommer reifen keine unsterblichen Ideen; derselbe Mensch, der zu anderer Jahrszeit sich an dem geschichtlichen Ruhme eines Aeltervaters zu hochstrebender Nacheiferung begeistert, empfindet während der Monate Juli und August nur Neid auf den Karpfen, der in wogendem Naß Tage und Nächte verbringen darf. Aber trotzdem ist der Sommer nicht verhaßt, man erträgt die Unbill, die er mit sich bringt, wie die Fehler einer Geliebten. Der Wiener hat sogar eine gewisse Schwäche für die Jahreszeit, die nach dem astronomischen Kalender am 22. Juni beginnt, in Wirklichkeit aber schon lange vorher ihren Einzug hält. Anfangs Juni bereits bemerkt man an den Fenstern der Wohnungen ab und zu auftauchende Gestalten, nur leicht bekleidet, auslugend nach dem Firmament, ob denn kein Regen verheißendes Wölkchen sich zeigen will. Je mehr der Sommer vorschreitet, desto dichter schließen sich die Fenster, die grünen Jalousien trennen den ganzen Tag hindurch die Zimmer von der Außenwelt. Der eigentliche Tag gilt bald nur als unvermeidliches Uebel; der frühe Morgen und die Nacht erfrischen uns, geben uns neue Arbeitskraft. Aber zuweilen

kommt selbst der volle, sommerliche Tag zu Ehren, denn ein Sommer ohne Landpartie wäre uns eine Liebe ohne Kuß. Wir ziehen also, der Gluthhitze trotzend, durch Thäler und über Berge, in Tiefen nieder und empor auf Höhen; wir schleppen unser Sommerkreuz hinab und hinan, um in's saftige Grün zu blicken und für einen Tag mühevoller Wanderung eine Stunde lang auf kühlem Grunde dem Murmeln des Waldbaches zu lauschen.

Wenn Börne meint, dem Deutschen schlage die Nachtigall am schönsten, so darf man die Variation riskiren: dem Wiener grüne der Wald am üppigsten. So kommt es, daß der Wiener den Sommer liebt als Bringer des Schönsten auf der duftigen Flur. Rings um uns schießt das Grün empor, wölbt sich ob unseren Häupten, umhegt uns zur Rechten und zur Linken und versperrt uns schäckernd, als sei es ein spielend Kind, den Weg nach vorne und nach rückwärts, und wir meinen, so müsse es immer gewesen sein, und wir haben ganz und gar der winterlichen Zeit vergessen, da Alles kahl und fahl gewesen und wir uns gesehnt nach dem frohen Grün, das wir nun als etwas Selbstverständliches betrachten .... In's Sommergrün lockt es den Wiener hinaus, er vergißt darüber sogar sein angestammtes Kaffeehaus. Könnte man das letztere hinaustransportiren zur „Singerin“

oder zum „Todten Weib“, das wäre allerdings Vielen am liebsten. Aber da es nicht anders geht, opfert gar Mancher seine Tarockpartie dem Jauerling bei Melk oder einer Fahrt nach Maria-Zell oder einem anderen jener zahllosen Excursions-Punkte, die sich wie ein Blumenkranz meilenweit um die Hauptstadt lagern. Nicht der heißeste Tag schreckt uns von einem Ausfluge ab. An Sonn- und Feiertagen hält uns kein Gott zu Hause, ausgenommen, wenn es regnet, wie denn der Regen überhaupt die ganze Physiognomie der Jahreszeit unterwäscht und verwässert. Mit Zauberkraft reißt es uns aus der Stadt hinaus. Und besonders gerne ziehen wir dann zu den Punkten, von denen man Wien überschauen kann. Uns allen ist es Freude und Stolz, mit dem Blicke die Stadt zu durchmessen, welche da unten im Becken liegt, umsäumt von Wald und Berg, wie eine Perle in der Muschel. Von oben sucht der Wiener mit Behagen „seinen“ Bezirk und „seine“ Gasse und „sein“ Haus, er lehrt seine Kinder, die verschiedenen Kirchen an ihren Thürmen erkennen, und manchmal beklagt er ganz im Stillen — nicht ad usum Delphini — daß nicht auch die geliebten Tarocklocale aufstrebende Thürme besitzen, auf daß man sie aus der Vogelperspective unterscheiden könne... Auf allen Ausflügen werden die Mittagsstunden zur Qual, aber man muß sie ertragen um des Morgens und

des Abends willen. Das „Frühaufstehen“ wird zum Sport. Im Stadtpark gibt es um fünf Uhr Morgens Spaziergänger in Hülle und Fülle. Noch ist die Luft ein wenig frisch, dazu duften thaufrisch die Beete, und in den Bäumen zwitschern und trillern die Vögel . . . Seit jeher sind Vogelgesang und Blumenduft des Wieners Lust. Der Chronist Anton von Bonfinis, ein Günstling des Mathias Corvinus, erzählt von den Wienern: „In den Sälen und Sommerstuben halten sie so viele Vögel, daß Der, der durch die Straßen zieht, glauben möchte, er sei inmitten eines schönen, lustigen Waldes.“ Und selbiger Chronist vermeldet weiter: „Wien's ganzes Gebiet ist ein ungeheuerer, herrlicher Garten, mit schönen Rebenhügeln und Obstgärten bekrönt“. . . „Darin“ sagt er endlich von Wien, „viele schöne Gärten mit herrlichen Fruchtbäumen, die Bürger zu erlustigen, zu Gastmahlen und Tänzen einzuladen.“ Buckle meint, die natürliche Umgebung übe Einfluß auf die Culturentwickelung eines Volksstammes. Sollte diese Behauptung des britischen Denkers sich nicht in der That auch auf Wien anwenden lassen? An allen Fenstern stehen Blumentöpfe und Vogelbauer. Die ärmste Stube hat ihren Reseda-Stock, in der Hütte des Taglöhners hüpft der Canarienvogel auf seiner hölzernen Sprosse umher, ein sorgloser Geselle, den des Lebens Last nicht drückt. Vogel und Blume

sprechen laut zum weitgeöffneten Fenster hinaus vom Sommer. Am Invalidenhause auf der Landstraße — ein Beispiel wienerischer Freude am Waldessänger! — sieht man fünfzehn, zwanzig grünlackirte Käfige beisammen, Goldamsel, Schwarzblättchen, Rothkehlchen, Stieglitz, Nachtigall, Finke, Dompfaff, ein Kunterbunt von Farben und Tönen — und hinter den grünen Bauern werden die durchfurchten Antlitze greiser Invaliden sichtbar, hie und da versucht ein Stelzfuß, einem Vogel den Radetzkymarsch beizubringen . . .

Nicht der bloße Zufall schuf den unter den Babenbergern in Schwung gewesenen Brauch, das erste Veilchen zu feiern. Noch heute wird es gefeiert, aber von Einzelnen, nicht von der Gesammtheit. Blume und Vogel beherrschen Wien im Sommer, und um dieser Beiden und allerdings noch einiger anderen Factoren willen, spricht der Wiener während der ganzen Woche von der Landpartie, die er am nächsten Sonn- oder Feiertage unternehmen wird. Er freut sich des Sommers, der die Rose bringt, diese wohlriechende Flamme, die nirgends prächtiger lodert, als im Haarschmucke einer Wienerin. Und die Wienerin kennt den Sommer gar genau, sie huscht gerne gleich nach Sonnenaufgang aus den warmen Federn und athmet gierig den jungen Tag ein, den kühlen und frischen. Der frühe Morgen eines Sonntages im

Frühling, sein später Abend im Herbst — bevor die große Heerschaar der Spaziergänger sich ergießt und nachdem sie wieder verschwunden — das sind die schönsten Stunden unserer Gärten. Der Stadtpark ist um fünf Uhr Morgens und um elf Uhr Abends am wunderbarsten; zu diesen Stunden kann man da aufathmen und genießen, der Blumen und Vögel sich freuen, zumal unter dem Gefieder des Teiches neben dem tiefsinnigen Storche, der wasserfreudigen Ente und dem selbstbewußten Schwane; nur der einzige Vogel fehlt, der eine Schleppe trägt: der Pfau. Florentinische Nächte sind es manchmal, die ihren Zauber über den Stadtpark breiten; in blendender Helle, hebt das blüthenweiße Schubert-Monument sich vom grünen Rahmen ab, und selbst das Gezirpe der Grillen klingt in solchem Augenblicke herzallerliebst, als ertöne eines der „Müllerlieder.“ Die Sommernacht verschönert alles, sogar den Wienfluß. Wer von der Stubenbrücke hinüberblickt zur Karolinenbrücke mit ihren erleuchteten Candelabern, der hat eine reizende Vedute vor sich, die freilich bei Tageslicht wieder in Nichts zerfließt .... Sogar in die tagsüber durchglühten Wohnzimmer kehrt mit dem Spätabende Behaglichkeit ein. Wenn die milde Nacht kommt, sitzt es sich gut auf dem weichen Fauteuil im unbeleuchteten Gemache. Gedämpft dringen zu Einem

hinauf die frohen Lieder, die ein aus dem Prater Heimkehrender singt . . . ein leises Jauchzen liegt in der Luft.

In der Umgebung Wien's suchen die Sommerparteien sich die Plagen der Saison zu lindern. Sie leben dem Waldesschatten näher als die in Wien Zurückgebliebenen. Wenn der Tag seinen Höhepunkt erreicht hat, verkriechen auch sie sich in ihre Gemächer. Vor den Häusern sieht man die heiße Luft erzittern — oder man meint wenigstens, das sehen zu können. Hie und da zieht ein Stellwagen durch den Ort. In den Vorgärten der Villen steht das „betende Kind,“ das seit der Weltausstellung 1873 unvermeidlich geworden. In Dornbach habe ich einmal innerhalb eines Vormittags ein Viertelhundert „betender Kinder“ gesehen. Ist der Dornbacher Sommer der Wiener Sommer, daß ich von den Beiden in einem Athem spreche? Gewiß. Die nächsten Landorte gehören ganz und gar zu Wien. Im Sommer speciell sind Klosterneuburg, Baden, Vöslau, ja sogar noch Mürzzuschlag, Vororte von Wien, Ausläufer der Hauptstadt . . . Für meinen Theil liebe ich an Sommerabenden über Alles den Park von Schönbrunn. Wenn die Dämmerung leise heranzieht und den ersten leichten Schleier ausbreitet, dann ist es eine Freude, zwischen den hohen Baumwänden dem großen Parterre entgegenzuwandern,

das vom kaiserlichen Schlosse und vom Bassin mit der Neptungruppe begrenzt wird. Von da gehe ich hinauf zum Gloriette und lehne mich an die Balustrade, von wo aus bei hellem Lichte das Auge bis zur Grenze des Ungarlandes schweifen kann. Jetzt aber ist der Gesichtskreis enger gezogen, und schrittweise kommt die Dunkelheit immer näher. Vor mir sehe ich den ruhigen, regungslosen Wasserspiegel des Teiches, der das Bassin unten speist, das Parterre verschwimmt in's Unfaßbare, vom kaiserlichen Schlosse sind nur die Gasflammen sichtbar und etliche erleuchtete Fenster, hinter denen des Reiches Fürst zur Stunde sinnt und arbeitet. Die Stadt Wien aber ist versunken. Ich sehe weithin nur die Gaslaternen, an denen einzelne Straßenzüge sich erkennen lassen, die fliegenden Flämmchen, als welche die Leuchten der unzähligen hier verkehrenden Wagen sich geben, den Zug der Westbahn sehe ich eine Secunde lang gespenstisch vorüberschießen wie einen dunklen Pfeil, und wie aus einem Hexenkessel braust es herauf, ein Gewirr von Tönen und Stimmen, von Gerassel und Geschrei, aus dem scharf und deutlich das Läuten der Glocke im Bahnhofe zu Penzing hervortritt. Wenn die Kirchenglocken ertönen, dann zieht der Ton zum Gloriette hinauf, als käme er über einen See herüber vom jenseitigen Ufer . . . Immer dunkler wird's, und

ich denke an die Heimkehr. Nach abwärts lenke ich meine Schritte. Hinter meinem Rücken schreit ein Käuzchen mit dünner, haarscharfer Stimme sein „Kuh wit! Kuh wit!“ . . . Unten, am Ende des Abstieges liegt ein Leuchtkäfer wie ein Flämmchen auf dem Wege. Er zeigt mir den Weg . . . . Nun gehe ich an ihnen vorüber durch die Reihe der zu beiden Seiten stehenden Marmorfiguren, die zur Nachtzeit lebendig zu werden scheinen, einander zu erzählen von der Zeit ihrer Jugend. Und nun durch das Portal des Schlosses, durch den weiten Hof, beim Gitter hinaus

Die Geräusche, die oben vor dem Gloriette wie ein einziges erschienen, sie lösen sich hier von einander, jedes einzelne wird vernehmlich, der Spaziergänger läßt sich von dem Pfeifchen des Tramway-conducteurs locken und da er „denket, wo man einen guten schenket,“ verläßt er den Pferdebahnwaggon in der Nähe eines Gasthausgartens, in dem die Weingläser fröhlich zusammenklingen, und bald erhebt er auch sein eigenes Glas und bringt es der Stadt Wien, auf daß sie gedeihe und wachse und blühe im Winter wie im Sommer.